

Die Kinder der Entwurzelung... kehren sie zurück? Beweggründe der jüdischen Nachkommengeneration für eine Re-Migration nach Deutschland

Karnbaum, Silvia

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Centaurus-Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Karnbaum, S. (2004). *Die Kinder der Entwurzelung... kehren sie zurück? Beweggründe der jüdischen Nachkommengeneration für eine Re-Migration nach Deutschland*. (Münchner Studien zur Kultur- und Sozialpsychologie, 14). Herbolzheim: Centaurus-Verl.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-212971>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Silvia Karnbaum
Die Kinder der Entwurzelung ... kehren sie zurück?

Münchener Studien zur Kultur- und
Sozialpsychologie
herausgegeben von Heiner Keupp

BAND 14

**DIE KINDER
DER ENTWURZELUNG ...
KEHREN SIE ZURÜCK?**

Beweggründe
der jüdischen Nachkommengeneration
für eine Re-Migration nach Deutschland

Silvia Karnbaum



Centaurus Verlag
Herbolzheim 2004

Silvia Karnbaum wurde 1959 in Argentinien geboren und lebt heute in München. Sie absolvierte ein Diplomsporthochschulstudium an der Sporthochschule in Buenos Aires und ein Studium der Diplom-Psychologie in München. Derzeit ist sie in München mit der Leitung einer spanischsprachigen Frauengruppe im FrauenGesundheitsZentrum, der Leitung der Mutter-Kind-Gruppen im Haus der Familie und der pädagogischen Leitung in der Malakademie vom Münchener Bildungswerk betraut.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISSN 0942-9549

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© CENTAURUS Verlags-GmbH & Co. KG, Herbolzheim 2004

Umschlaggestaltung: DTP-Studio, Antje Walter, Hinterzarten

Umschlagabbildung: Brotkasten und Mokkatassen, die ursprünglich der Großmutter der Autorin gehörten.

Satz: Vorlage der Autorin

Druck: primotec-printware Herbolzheim

*Für meine Kinder
SABRINA und PABLO*

*Für meine Eltern
STEFFI und AXEL*

Für meine Schwester MONICA

Für meinen ONKEL PHILIPP

Für meinen Ehemann MICHI

Vorwort des Reihenherausgebers

In nicht wenigen naiv-positiven Globalisierungshymnen wird Migration als Normalität erklärt und nicht selten werden dem erstaunten Leser Beispiele geliefert, in denen das Leben in und zwischen verschiedenen Kulturen als selbstverständlich und unproblematisch erscheint, ja manchmal sogar als Bereicherung gefeiert wird. Die Verabschiedung „reiner Identitäten“ hat längst stattgefunden und die Hybridität von Identitäten heute wird zunehmend konstatiert. In ihrem Buch untersucht Silvia Karnbaum einen Spezialfall von Identitäten zwischen den Kulturen, der weit von einer selbstverständlichen Gegebenheit entfernt ist: Es geht um die (Re-)Migration der Kinder von deutschen Juden, die in den 30er Jahren dem Genozid an den deutschen Juden durch ihre Emigration nach Argentinien entgingen. Silvia Karnbaum ist die Tochter einer deutschen Jüdin und eines deutschen Juden, die in den 30er Jahren als Jugendliche mit ihren Eltern Deutschland verlassen haben und dann in Argentinien eine Familie gegründet haben. Jetzt lebt ihre Tochter, Silvia Karnbaum, in Deutschland und hat mit einem Deutschen wiederum eine Familie gegründet. Auf ihre Frage: Wer bin ich eigentlich, kann Silvia Karnbaum mehr als eine Antwort geben und ihre Antworten als Beleg für „multiple Identitäten“ zu nehmen, ist zwar einerseits richtig und doch andererseits viel zu formal.

Silvia Karnbaum wollte ihre eigenen Erfahrungen mit jenen von vier InterviewpartnerInnen vergleichen, mit denen sie gemeinsam hat, dass ihre Eltern während des deutschen Faschismus emigriert sind, dass sie heute in München leben und dass sie nicht in die jüdische Gemeinde integriert sind. Die Autorin stellt in ihrem Buch eine Reihe von Fragen, die sich beziehen auf die Motive in Argentinien aufgewachsener Kinder deutscher Juden nach Deutschland zurückzukehren, auf die dreifache kulturelle Zugehörigkeit zur deutsch-jüdischen Gemeinde in Argentinien, zu Argentinien und zu Deutschland und schließlich auf ihre Versuche der „Beheimatung“ in Deutschland beziehen.

Die Basis des vorliegenden Buches bildet die eigene empirische Untersuchung. Silvia Karnbaum beschreibt ausführlich den Weg, den sie zur Gewinnung ihrer Interviewaussagen gegangen ist. Sie hat ein „problemzentriertes Interview“ durchgeführt, das sowohl leitfadengestützt vorgeht, aber auch Raum für narrative Gesprächsformen lässt und sie hat sich methodologisch an die Prinzipien der „grounded theory“ gehalten. Besonders eindrucksvoll ist der Abschnitt, in dem die Autorin „Selbstreflexion“ be-

treibt. Hier geht sie einerseits auf die Frage ein, wie sie sich mit ihrer doppelten Rolle, nämlich als Forscherin und Betroffene, auseinander gesetzt hat. In diesem Zusammenhang bezieht sie sich auch auf die Sitzung in einem Forschungsseminar, die beinahe zur Aufgabe ihres Buch geführt hätte, aber letztlich entscheidend zu ihrer reflektierten Selbstpositionierung beigetragen hat. Es ging um das Anliegen der nicht-jüdischen Deutschen im Seminar (mich selbst eingeschlossen), Silvia Karnbaum dazu zu drängen, die jüdischen RemigrantInnen konfrontativ danach zu fragen, wie sie denn in ein Land zurückkehren und dort leben könnten, das von einem „eliminatorischen Antisemitismus“ geprägt war und das „erfolgreich“ begonnen hatte, die Existenz des jüdischen Volkes auszulöschen, ein Land, in dem auch heute noch starke antisemitische Vorurteile bestehen. Silvia Karnbaum zeigt sehr klar auf, wie schmerzlich und doch letztlich zentral für ihre Selbstfindung die „Zurückweisung“ dieses „Mandats“ der nicht-jüdischen Deutschen war.

Silvia Karnbaum bettet ihre Fragestellung in einen historischen und kulturellen Kontext ein. Sie liefert auf knappem Raum die Geschichte der jüdischen Emigration nach Argentinien und der Verortungsbemühungen in einer zunächst fremden Sprache und Kultur. Eindrucksvoll wird aufgezeigt, dass für die jüdischen EmigrantInnen das Festhalten an der ursprünglichen Kultur und das Aufrechterhalten ihres gewohnten Lebensstils eine wichtige Funktion zur Bewältigung des Traumas der Emigration hatte. Die jüdische „Subkultur“ klammerte sich an ihre Gewohnheiten wie Lebensstil und Sprache. Die Fachleute sprechen von „Endogamie“. Allerdings war eine totale Abschottung nicht möglich. Das sog. „Belgrano-Deutsch“, eine Mischung von deutschen und spanischen Worten, ist dafür ein Beispiel. In der zweiten Generation hat sich eine allmähliche Öffnung für das Gastland Argentinien vollzogen und bei den InterviewpartnerInnen von Silvia Karnbaum, wie auch bei ihr selbst, kommt eine dritte Identität hinzu, die argentinische.

Bei ihrer Auswertung sucht Silvia Karnbaum nach allgemeinen Kategorien, in denen ihre Strukturfragen zur Identitätsentwicklung „zwischen den Kulturen“, der „jüdischen Identität“, den Fragen der Verortung und Beheimatung und der mehrgenerationalen Perspektive der erzwungenen Migration untersucht werden können. Silvia Karnbaum geht solche Fragen in einer weitgehend gelungenen Mischung von einschlägiger Forschungsliteratur und exemplarischen Aussagen in ihren Interviews an. Eine große Hilfe waren ihr, neben vielen anderen Quellen, die Bücher des argentinischen

Psychoanalytiker-Ehepaars Grinberg zur Psychoanalyse der Migration und des Exils und von Alfredo Schwarcz, der eine psychoanalytisch angelegte Untersuchung über die Emigrationsgeneration deutscher Juden in Argentinien publiziert hat.

Es gelingt der Autorin, das „Identitätserbe“ der Befragten mit der aktuellen politischen und kulturellen Situation in Argentinien und Deutschland in Beziehung zu setzen. Silvia Karnbaum sucht vor allem eine Perspektive der konstruktiven Bewältigung, die aber ohne einen Blick auf die traumatisierende Geschichte, auf das Schweigen über die existentiellen Bedrohungen, die zum Exil gezwungen haben, die mehrgenerationalen bewussten und unbewussten Delegationen und die Wahrnehmung der historischen Konstellation in Deutschland nicht zu gewinnen ist. Ihre GesprächspartnerInnen haben hier in aller Regel die entsprechenden Probleme so klar zum Thema gemacht, dass sie nicht aus einer geheimnisvollen unbewussten Tiefe interpretativ-spekulativ herausgeholt werden mussten. Auch und gerade die Dimension, die in dem Forschungsseminar zu dem schon angesprochenen denkwürdigen Konflikt geführt hatte, wurde in allen Interviews Thema, ohne konfrontativ gefordert werden zu müssen. Silvia Karnbaum arbeitet souverän mit dem fachlichen Werkzeug der Identitätsforschung, der systemischen Betrachtungsweisen, der Migrations- und Exilforschung und der Beheimatungsliteratur. Ihre eigenen Interviews nutzt sie, um entsprechenden analytischen Perspektiven exemplarische Anschaulichkeit zu verleihen bzw. Interviewpassagen eine theoretische Einordnung zu geben.

Nach einer langen Reise, die das vorliegende Buch in seinem Entstehungsprozess hinter sich gebracht hat, ist es zu einem guten Ende gekommen. Man spürt bei der Lektüre, wie wichtig diese Arbeit für die Identitätsarbeit von Silvia Karnbaum selbst war und genau diese Seite gibt auch dem Leser immer wieder wichtige Reflexionsangebote.

München, Ostern 2004

Heiner Keupp

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung und persönliche Beweggründe	3
2. Methodisches Vorgehen.....	6
2.1 Das qualitative Interview.....	6
2.2 Aufbau und Durchführung der Interviews	8
2.3 Auswahl der Interviewten.....	11
2.4 Auswertung der Interviews	11
2.5 Selbstreflexion	13
2.5.1 DiplomandInnenseminar Juni 1999	14
3. Geschichtlicher Überblick und familiärer Hintergrund.....	16
3.1 Juden in Deutschland	16
3.1.1 Auswanderung als Zwangsschicksal	16
3.1.2 Wohin auswandern?	18
3.2 Warum gerade Argentinien?.....	18
3.2.1 Die damalige politische Situation in Argentinien	19
3.2.2 Die wirtschaftliche Situation	20
3.2.3 Gesellschaftliches und kulturelles Klima.....	21
3.3 Die nächste in Argentinien geborene Generation	23
4. Biographien	25
4.1 Lea N., 43, Architektin	26
4.2 Marcela N., 38, Erzieherin und Spanischlehrerin.....	31
4.3 Ricardo L., 48, Diplom-Physiker	36
4.4 Ernesto L., 45, Diplom-Ingenieur:	39

5. Auswertung	43
5.1 Beobachtungen zum Ablauf der Interviews	43
5.2 Migration und Identität	44
5.2.1 Verwurzelung der Nachkommen	49
5.2.2 „Leichtere“ Emigration aus Argentinien?.....	50
5.3 Jüdische Identität.....	51
5.3.1 Rolle der Familie im Judentum	56
5.4 Deutsche Identität.....	57
5.5 Argentinien: Geburtsland, Heimat, Spanisch und Freunde....	58
5.6 (Nicht-) Politik in der Herkunftsfamilie.....	60
5.6.1 Die Ära des Militärs	62
5.6.2 Terror und Fußball.....	62
5.7 Sprache	66
5.8 Heimat	69
5.9 Die Mehrgenerationenperspektive	73
5.9.1 Delegation und „Wiedergutmachung“	73
6. Fazit und Ausblick	77
7. Schlußwort	79
Literaturverzeichnis	80
Anhang.....	85
Danksagung	89

1. Einleitung und persönliche Beweggründe

Ziemlich genau vor 16 Jahren kam ich „zufällig“ nach München (ursprünglich wollte ich nach Italien für ein Jahr!), um hier in einer Zweitliga-Mannschaft Volleyball zu spielen. Warum erzähle ich denn das? Vielleicht, weil ab diesem Moment, ohne es am Anfang zu wissen, eine sehr intensive Beschäftigung, ganz anders als früher, mit meinen Wurzeln und mit meiner Familiengeschichte begann.

Ich bin in Argentinien geboren, Tochter von deutschen Juden, die während des Naziregimes das „Glück“ hatten, sich durch die Emigration der physischen Vernichtung entziehen zu können.

Meine Urgroßeltern waren noch „Juden in Deutschland“, alle meine Großeltern „deutsche Bürger jüdischen Glaubens“. Als sie mit ihren Kindern – meinen Eltern – in Argentinien ankamen, wurden sie zu „deutschsprachigen Juden“. Dieses komplexe Identitätsproblem wurde auf ganz natürliche (unbewußte) Weise auf die nächste (mich), schon in Argentinien geborene Generation übertragen. Hier kam eine dritte Identifikationsmöglichkeit hinzu, nämlich die argentinische: also, könnte ich mich „argentinische Bürgerin jüdischen Glaubens“ nennen? Und heute lebe ich in Deutschland, bin mit einem deutschen Mann verheiratet und habe zwei – deutsche – Kinder!

Mir ist auf diese Art und Weise bewußt geworden, wie vielfältig und kompliziert die eigene Identität empfunden werden kann.

Wichtig scheint mir zu erwähnen, daß ich nie „deutschlandfeindlich“ erzogen wurde, was natürlich eine „Re-immigration“ vereinfachte. Ich glaube, mein Entschluß in Deutschland zu leben, rief bei meinen Eltern ein Überdenken ihrer (gestörten?) Beziehung zu Deutschland hervor (Schwarcz 1995, S. 211). So entstand eine erneute Reflexion, die die bisherige Verdrängung teilweise beseitigte.

Sich einer Konfrontation mit der Vergangenheit zu entziehen, war für mich als „Re-immigrantin“ fast unmöglich. Aus diesem Grund entstand die Idee, meine Diplomarbeit über (Re-)Migration und Entwurzelung zu schreiben. Diese Themen und die damit immer wiederkehrenden Fragen bestimmten und beeinflussten mein Leben hier in München so, daß ich es als Chance sah, „etwas Wissenschaftliches“ darüber zu schreiben. Vor allem die Frage: „Wo gehöre ich hin?“ veranlaßte mich zu dieser Arbeit.

Wenn ich zurückblicke, so kann ich feststellen: ich habe mich nie als „echte“ Argentinierin gefühlt; in Buenos Aires war ich die „Tochter der Deutschen“ und in München bin ich „die Argentinierin“. Genauso ergeht es mir bei der Erziehung meiner Kinder: in Deutschland wird diese eher als „locker“ gesehen und wenn ich in Argentinien zu Besuch bin, wird sie fast als „zu deutsch“ empfunden.

Ich erzähle von meinen Beweggründen, weil ich weiß, daß meine persönliche Geschichte mit Sicherheit diese Arbeit beeinflussen wird.

Im historischen Rahmen der 2000jährigen Vertreibungsgeschichte der Juden stellt die Rückkehr deutscher Juden nach Deutschland eine Ausnahme dar.

In dieser Arbeit möchte ich mich jedoch auf die „freiwillige“ Entscheidung ihrer Nachkommen, in Deutschland zu leben, konzentrieren. Eine der zentralen Fragen, die sich mir im Laufe der Auseinandersetzung mit meiner eigenen Geschichte immer wieder stellte, war:

- Was hat manche Menschen dieser Generation dazu bewogen, in Deutschland leben zu wollen? Welche Motivation steckt dahinter?
- Welche unbewussten Beweggründe? Sind es unerledigte Aufgaben? Welche Delegationen spielen eine Rolle? Wird es als eine „Rückkehr“ empfunden?
- Ist gerade diese dreifache Zugehörigkeit, die argentinische, die deutsche und die jüdische, ausschlaggebend dafür, Deutschland als „neue“ Heimat zu wählen? Schließt sich der Kreis wieder?
- Hat diese Generation eine größere Bereitschaft oder eine „Leichtigkeit“ zur Migration?
- Wo fühlen sie sich verwurzelt, wo entwurzelt?

Diese ganze Reihe von Fragen stelle ich mir, weil ich denke, daß eine Migrationserfahrung, ihr Grund und das „Wie“ sich immer in der Familiengeschichte und im Individuum festschreiben.

Ich stelle in dieser Arbeit vier Personen vor, zwei Geschwisterpaare. Ich wählte sie spontan und sicherlich auch aus einer persönlichen Affinität. Außer, daß alle vier Argentinier und aus jüdisch stammenden Familien sind, wußte ich anfänglich nicht, worin diese Affinität bestand. Waren es unsere Gemeinsamkeiten?

- Unsere Eltern waren alle während des Naziregimes aus Deutschland emigriert,
- wir leben heute alle in München,
- aber auch:
- Keiner von uns steht der jüdischen Gemeinde in München nahe.

Was ist der Grund dafür? Ich möchte versuchen, das auch in dieser Arbeit herauszufinden.

An dieser Stelle will ich den Begriff des „Jüdischseins“ genauer definieren. Ich verstehe die jüdische Identität in einem weiten Sinn: nicht nur einseitig auf das „Religiöse“ bezogen, sondern vielmehr als Verbindung kultureller, philosophischer und historischer Traditionen.

Im folgenden, zweiten Kapitel erkläre ich mein methodisches Vorgehen, wie Aufbau, Durchführung und Auswertung der Interviews. Im dritten Teil beschreibe ich die Zeit der Auswanderung und den sich daraus ergebenden familiären Hintergrund. Im nächsten Kapitel stelle ich die Interviewten und ihre Familien vor. Diesem folgt der Auswertungsteil, der zunächst meine Beobachtungen zum Ablauf der Interviews beschreibt. Die aus den Interviews resultierenden Themenbereiche behandle ich anschließend. In Fazit und Bilanz fasse ich die Ergebnisse der Auswertung zusammen.

Es ist nicht mein Ziel, allgemeingültige Erkenntnisse zu erzielen. Ich beziehe mich hier nur auf ganz individuelle Erfahrungen. Ich versuche mögliche Gemeinsamkeiten, bestimmte Tendenzen und wiederkehrende Muster herauszuarbeiten.

Es war mir klar, daß dieses Diplomarbeitsthema heftige Emotionen und viele Erinnerungen in mir auslösen würde. Gerade aus diesem Grund wollte ich mehrmals die Arbeit abbrechen und über ein „ganz anderes Thema“ schreiben, das mich nicht so berührte. Nur die Überzeugung, daß dies „mein“ Thema ist, half mir, die Krisen zu überstehen bzw. der Versuchung aufzugeben standzuhalten. Wie A. Schwarcz in seinem Buch „Trotz allem...“ (1995, S. 21) beschreibt, konnte ich auch „die Gefühlsbewegungen als wertvolles Analysematerial verwenden, anstatt sie als Interferenzen (Störungen) zu erleben“.

Anmerkung zum Foto auf dem Deckblatt:

Das Foto zeigt den „ausgewanderten“ Brotkasten und drei der Mokkassens meiner Großmutter. Sie sind „wieder“ zurückgekehrt nach Deutschland und stehen jetzt in meinem Wohnzimmer.

2. Methodisches Vorgehen

2.1 Das qualitative Interview

Da es in meiner Arbeit um Lebensgeschichten und dabei vor allem um Entscheidungen, Handlungen und Handlungsmotive geht, die den Lebenslauf gewaltig beeinflusst haben, habe ich mich für das *qualitative Interview* als Weg der Datenerhebung entschieden.

Dabei „handelt es sich um eine weitgehend offene Gesprächstechnik, bei der der Interviewer anregend-passiv bleibt und dem zu Interviewenden die aktive Steuerung des Gesprächs zufällt“ (Lamnek, 1993, S. 69).

„Qualitative Methoden können verstehen helfen, was hinter wenig bekannten Phänomenen liegt. Darüber hinaus können sie Aufschluß geben über verwickelte Details von Phänomenen, die mit quantitativen Methoden schwierig aufzuzeigen sind“ (Strauss/Corbin 1996, S. 5).

Es geht mir nicht darum, festgelegte Hypothesen zu überprüfen, sondern darum, zu möglichst neuen Erkenntnissen über den Gegenstand zu gelangen, die sich schrittweise während des Forschungs- und Erhebungsprozesses herauskristallisieren. Dieser Forschungsansatz versteht sich im Sinne der „Grounded Theory“ von A. Strauss.

„Eine ‚Grounded Theory‘ ist eine gegenstandsverankerte Theorie, die induktiv aus der Untersuchung des Phänomens abgeleitet wird, welches sie abbildet. Sie wird durch systematisches Erheben und Analysieren von Daten, die sich auf das untersuchte Phänomen beziehen, entdeckt, ausgearbeitet und vorläufig bestätigt. Folglich stehen Datensammlung, Analyse und die Theorie in einer wechselseitigen Beziehung zueinander. Am Anfang steht nicht eine Theorie, die anschließend bewiesen werden soll. Am Anfang steht vielmehr ein Untersuchungsbereich – was in diesem Bereich relevant ist, wird sich erst im Forschungsprozeß herausstellen“ (Strauss/Corbin 1996, S. 7-8).

Innerhalb der unterschiedlichen qualitativen Methoden habe ich mich für das *problemzentrierte Interview* entschieden, welches nach Hopf (1995, S. 178) „als Kompromißbildung (...) zwischen leitfadenorientierten und narrativen Gesprächsformen angesehen werden kann“.

Da ich meine GesprächspartnerInnen um die Erzählung ihrer Lebensgeschichten oder bestimmter Phasen ihres Lebens bitte, haben die Interviews – außer der Problemzentrierung – einen sehr starken biographischen und narrativen Anteil.

Gabriele Rosenthal erwähnt in ihrem Buch „Erlebte und erzählte Lebensgeschichte“ (Rosenthal 1995, S.187) wichtige Prinzipien für die Gesprächsführung eines lebensgeschichtlichen Interviews:

- Genügend Raum für Gestaltentwicklung
- Förderung von Erinnerungsprozessen
- Zeitlich und thematisch offene Erzählaufforderung
- Aufmerksames und aktives Zuhören mit erzählgenerierendem Nachfragen (siehe 4. Phase: Nachfrageteil)

Das problemzentrierte Interview ist ein offenes, halbstrukturiertes, qualitatives Verfahren:

„Das Interview läßt den Befragten frei zu Wort kommen, um einem offenen Gespräch nahezukommen. Er ist aber zentriert auf eine bestimmte Problemstellung, die der Interviewer einführt, auf die er immer wieder zurückkommt“ (Mayring 1996, S. 50).

„Die Bedeutungsstrukturierung der sozialen Wirklichkeit bleibt dem Befragten allein überlassen. Mit den völlig offenen Fragen wird lediglich der interessierende Problembereich eingegrenzt und ein erzählgenerierender Stimulus angeboten“ (Lamnek 1995, S. 75).

Das problemzentrierte Interview bietet eine Variante an, in der eine sehr lockere Bindung an einen knappen, der thematischen Orientierung dienenden Leitfaden besteht. Wichtige Themenbereiche, die der/die Befragte von sich aus angesprochen und ausführlich behandelt hat, habe ich in Gedanken von der Liste gestrichen. Dieser Leitfaden (siehe Anhang) diene in meinen Interviews *nur* dazu, mein Hintergrundwissen thematisch zu organisieren, und nicht als ein strukturierter Fragebogen, da jedes einzelne Interview immer wieder neue Aspekte eröffnen könnte, die durch den Leitfaden nicht vorab abgedeckt werden können. Wenn diese neuen Aspekte bedeutsam und bereichernd für das Gesprächsthema waren, habe ich hier „spontane Ad-hoc-Fragen“ (Mayring 1996, S. 52) gestellt. Die Zeitspanne zwischen den Interviews nutzte ich, um meine Vorgehensweise zu reflektieren und eventuelle neue Aspekte in meinem Leitfaden einzubeziehen.

Der Leitfaden war auch oft eine gute Stütze, um das Gespräch wieder auf das Thema zu lenken.

„Der Leitfaden ist Orientierungsrahmen bzw. Gedächtnisstütze für den Interviewer und dient der Unterstützung und Ausdifferenzierung von Erzählsequenzen des Interviewten. In ihm ist der gesamte Problembereich in Form von einzelnen thematischen Feldern formuliert...“ (Witzel 1985, S. 236).

Außerdem erleichtert die Teilstandardisierung des Interviews durch den Leitfaden, einerseits flexibel in der Nachfragephase auf Unvorgesesehenes einzugehen, andererseits mehrere Interviews bei der Auswertung vergleichbar zu machen.

2.2 Aufbau und Durchführung der Interviews

Ich habe mich bei meinen Interviews an folgende Phasen gehalten:

1. Phase: Klärung der **Sprache** und Gewährleistung der **Anonymität**.

Bei allen Interviews war schon bei der Begrüßung klar, daß wir zum einen das Gespräch auf Spanisch führen wollten und uns zum anderen duzten. Trotzdem habe ich das Thema ‚Sprache‘ vor dem Beginnen des eigentlichen Interviews angesprochen. Das Ergebnis war jedoch in allen Fällen, bei unserer „Muttersprache“ zu bleiben. Nicht nur die gemeinsame Sprache, auch die „Codes“, die wir als ArgentinierInnen (auch als Deutsch-JüdInnen?) gemeinsam haben, gaben der ganzen Interviewsituation eine sehr vertraute und angenehme Atmosphäre. Die emotionale Interaktion zwischen dem „Forschungsobjekt“ und dem „Forschungssubjekt“ darf man laut Devereux (1967) keinesfalls ignorieren oder als „Störungen“ einer objektiven wissenschaftlichen Erhebung betrachten.

„Sprache, Wörter, Sätze sind nicht nur Form, die dem Inhalt äußerlich bleibt, ein mehr oder weniger schönes Gefäß. Mit der Wahl der Sprache fallen Entscheidungen über Inhalte“ (Schachtner in Keupp 1994).

2. Phase:

Vor Beginn des eigentlichen Interviews gab ich meinen GesprächspartnerInnen einen **biographischen Kurzfragebogen** (siehe Anhang) mit Fragen zu Geburtsjahr/-ort, Familienstand, Kinder, Anzahl der Jahre in Deutschland, und auch Fragen, die die Herkunftsfamilie betrafen: Geburtsjahr/-ort und Beruf der Eltern, Zeitpunkt der Auswanderung der Eltern aus Deutschland, Anzahl und Alter der Geschwister und gesprochene Sprache zu Hause.

„Die Funktion des Kurzfragebogens besteht darin, einige zentrale Informationen aus dem Interview herauszunehmen. Damit wird vermieden, daß durch exmanente, d.h. von außen in den Erzählstrang eingebrachte Fragen ein Frage-Antwort Schema aufgebaut wird, das die Problem-entwicklung aus der Sicht der Befragten stört“ (Witzel 1985, S. 236).

Zum einen empfand ich, daß diese erste „Aufwärmphase“ – die ich auch nutzte, um das Aufnahmegerät aufzustellen und die Atmosphäre auf mich wirken zu lassen – einen günstigen und auch sanften Einstieg in das Thema ermöglichte. Zum anderen konnte ich so meine Einstiegsfrage stellen, ohne daß ich wegen der Klärung von biographischen Daten unterbrechen mußte. Diese sehr wichtigen Vorinformationen, die ich während des gesamten Interviews vor mir liegen hatte, halfen mir oft, den roten Faden der Familiengeschichte zu behalten.

3. Phase: In dieser Phase fing das eigentliche Interview mit einer sehr **offenen Einstiegsfrage** an: *„Ich bin an Deiner Lebensgeschichte interessiert, an Deiner Zeit (Kindheit/Jugend) in Argentinien, an Deiner Entscheidung, nach Deutschland zu kommen, und wie es ist für Dich, hier zu leben.“*

Diese „erzählgenerierende Eingangsfrage“ soll den Gesprächspartnern das Gefühl vermitteln, zwanglos erzählen zu können bzw. erzählen zu dürfen (Girtler 1974, S. 156).

Diese Phase ließ viel Raum für **freies Erzählen**. Die Befragten konnten völlig frei ihre Erzählung gestalten und strukturieren. Es blieb ihnen selbst überlassen, die thematischen Felder auszuwählen, z.B. ob sie lieber von der Ankunft in Deutschland oder erst von ihrer Kindheit in Argentinien berichten wollten.

„...ganz unabhängig davon, welche Lebensbereiche uns unter welcher Perspektive interessieren, die Regie bei der Gestaltung der Erzählung dem Biographen überlassen“ (Rosenthal 1995, S. 189).

Erst wenn der Erzählfluß ins Stocken kam, habe ich weiter nachgefragt.

Außer der Einstiegs- und der Bilanzfrage (5.Phase) hatte ich mir keine Reihenfolge für die Fragen vorgegeben, sondern folgte meiner Intuition.

4. Phase: Nachfragephase. Hier habe ich auch durch erzählgenerierendes Nachfragen Themenbereiche des Leitfadens angesprochen, die entweder ausgelassen wurden oder für mich unklar geblieben waren. Diese hatte ich stichwortartig während der vorigen Phase notiert.

Zum Beispiel: *„Du hast vorhin von.... erzählt. Kannst Du noch mehr dazu sagen?“*

Die Beschäftigung mit meinem persönlichen Thema (schon lange vor der Diplomarbeit) hat mir geholfen, Schwerpunkte für meinen Leitfaden zu setzen. Diese „Vorkenntnisse“, die glücklicherweise nicht hinderlich waren, haben mir auch geholfen, an bestimmten Stellen weiter nachzufragen.

5. Phase: Bilanzierungsphase. Als letztes stellte ich die Bilanzfrage: *„Was siehst Du heute positiv, vielleicht auch negativ an Deiner dreifachen (argentinischen, jüdischen, deutschen) Identität?“*

„Dieser Abschnitt zielt darauf ab, eine Bilanz der Geschichte, den ‚Sinn‘ des Ganzen gemeinsam mit dem Befragten zu erörtern und zu entwickeln“ (Lamnek, 1995, S. 72).

In dieser Bilanzierungsphase begriff ich meine GesprächspartnerInnen als ExpertInnen und TheoretikerInnen ihrer eigenen, gerade erzählten Lebensgeschichte.

Die Gespräche dauerten etwa zwischen einer $\frac{3}{4}$ Stunde und 2 Stunden und fanden bei den Interviewten zu Hause statt. Alle Interviews habe ich auf Tonbandgerät aufgenommen.

Das erste Interview wollte ich aus folgenden Gründen ursprünglich als Test-Interview und Übung nehmen:

- weil es das erste Mal war, daß ich so ein Interview führte und dementsprechend nervös war,
- weil ich sehr gespannt war, inwieweit ich mich auf die Geschichte meines Gegenübers einlassen konnte, ohne immer wieder an meine eigene Geschichte denken zu müssen und dabei Vergleiche anzustellen (Rolle als Forscherin und Betroffene gleichzeitig → siehe ‚Selbstreflexion‘) und
- weil ich meine Interviewpartnerin schon kannte.

Meine Ängste und Befürchtungen bestätigten sich aber nicht, vielmehr war ich sehr zufrieden mit dem Verlauf dieses Gesprächs und habe deshalb dessen Inhalt bei meiner Auswertung verwendet.

2.3 Auswahl der Interviewten

Grundvoraussetzung für die Auswahl war, daß die Befragten *heute in Deutschland leben und Kinder von deutschen Juden* sind, die während der *Nazizeit ausgewandert* waren. Ferner hatte ich beschlossen, mich *nur* mit (m)einem Land und seiner (damaligen und jetzigen) Situation zu beschäftigen. Die Festlegung auf diese Kriterien führte dazu, daß ich zwei weitere Interviews nicht in die Auswertung mitaufnahm. Diese hatte ich zu Beginn meiner Datenerhebungsphase mit einem Israeli und einer polnischstämmigen Argentinierin geführt. Trotzdem konnte ich durch diese Gespräche sehr wertvolle Erfahrungen sammeln, sowohl inhaltliche als auch methodische.

Alle sechs Interviewten waren schnell und auf sehr positive Weise bzw. mit großer Offenheit bereit, die Interviews zu führen, als ich ihnen von meinem Forschungsthema berichtete.

2.4 Auswertung der Interviews

Um die durchgeführten Interviews qualitativ auszuwerten, habe ich mich stark an die von Jaeggi & Faas (1993, S.143) vorgeschlagene Methode des „Zirkulären Dekonstruierens“ angelehnt, die in ihrem Artikel „Denkverbote gibt es nicht“ ausgeführt ist:

„Der Begriff des Zirkulären Dekonstruierens leitet sich aus dem konkreten Vorgehen ab: unser Ausgangsmaterial ist ein Text. In kreativen Gedankenschleifen bewegen wir uns intuitions- und theoriegeleitet um diesen Text herum. Damit ‚dekonstruieren‘ wir zirkulär und rekursiv den Text und setzen ihn anschließend so zusammen, daß implizite Sinngehalte sichtbar werden können. Auf diese Weise findet ein mehrfacher Perspektivenwechsel statt, durch den wir Bausteine für eine Theorie über unseren Forschungsgegenstand finden, die neuartige Erkenntnisse verspricht.“

Als ersten Schritt habe ich alle Kassetten transkribiert. Ich transkribierte nicht nur den gesprochenen Text, sondern ich berücksichtigte auch Pausen, Betonung, Husten, Gelächter etc.

Danach habe ich Text und Kassetten parallel benutzt, d.h. gleichzeitig gehört und gelesen und dabei Dinge, die mir auffielen, wie Veränderung der Stimmlage, erinnerte non-verbale Eindrücke (Nervosität, Traurigkeit,

Freude etc.) oder eigene Empfindungen notiert. Wichtig war auch festzustellen, welche Themen spontan angesprochen und welche ausgespart wurden.

Bei der Auswertung ist nach Bock (1992, S. 99) auf folgende Punkte zu achten:

- Was sagt der/die Befragte zu den einzelnen Themenkomplexen?
- Wie intensiv geht er/sie darauf ein?
- Werden Aspekte angesprochen, die nicht vorgesehen waren?
- Wo wird wenig oder ausweichend geantwortet?
- Was sind Lieblingsthemen?

Im folgenden möchte ich die einzelnen Schritte beschreiben, nach denen ich vorgegangen bin:

1. *Formulierung eines Mottos* für den Text, eine Art Überschrift, die sich aus einem charakteristischen Satz bzw. einer Aussage aus dem Interview ergab. Diese Aussage, die aus irgendeinem Grund einen besonderen Eindruck auf mich machte, habe ich nicht nochmals explizit in den Interpretationen aufgegriffen.
2. *Zusammenfassende Nacherzählung der einzelnen Interviews*: In diesem Schritt kristallisierten sich sowohl die expliziten als auch impliziten Themenschwerpunkte heraus.
3. *Stichwortkatalog erstellen*: Bei diesem Schritt habe ich, rein nach meiner Intuition, eine subjektive Auswahl von Worten oder Begriffen getroffen, die mir zunächst gehaltvoll und auffällig erschienen.
4. *Themenkatalog erstellen*: Da ich die zusammenfassenden Nacherzählungen sehr detailliert erstellte, war die Themenstrukturierung bereits angelegt. So entstanden „Vorkategorien“, die die weitere Auswertung strukturieren halfen. Spätestens ab dieser Phase der Auswertung hatten meine eigenen „sensibilisierenden Konzepte“ einen nicht zu vernachlässigenden Einfluß auf die Interpretationsschwerpunkte. „Als ‚sensibilisierende Konzepte‘ verstehen wir alle eigenen Vorurteile, Erlebnisse, Meinungen und Theoriebestandteile, die die Urteilsbildung des Auswertens wesentlich beeinflussen“ (Jaeggi & Faas 1993, S. 148).
5. *Zentrale Kategorien erstellen*: Schließlich werden die Themen zusammenfassend nach zentralen Kategorien gruppiert. Dabei habe ich als erstes die Gesamtgestalt aller Interviews verglichen, um anschließend ‚kleine Theoriebestandteile‘ themenspezifisch herausarbeiten zu kön-

nen. Auf diese Weise wurde es möglich, einerseits die Struktur jedes einzelnen Interviews zu erfassen und andererseits auch gemeinsame Themen vergleichen und diskutieren zu können.

2.5 Selbstreflexion

Unmittelbar nach jedem Interview notierte ich stichwortartig ein Kurzprotokoll, in dem ich meine Eindrücke, Gefühle und Gedanken im Bezug auf das geführte Gespräch festhielt. Diese Protokolle habe ich in die Auswertung miteinbezogen. Einerseits empfand ich, daß ich sehr intensiv in die Geschichte meines Gegenübers „eintauchen“ konnte, andererseits lösten die Erzählungen auch manchmal intensive Erinnerungen in mir aus. Gerade wegen dieser doppelten Rolle, nämlich als Forscherin und Betroffene gleichzeitig – anregend, aber auch zurückhaltend – war der gesamte Forschungsprozeß von intensiver Selbstreflexion begleitet. Zum einem führte ich von Anfang an – schon seit der Suche nach meinem Thema – ein Forschungstagebuch. Darin schrieb ich die Interviewprotokolle, aber auch meine Gedanken, Gefühle, Ideen und neue Anregungen nieder, die ich unter anderem in dem DiplomandInnenseminar erhielt. Und zum anderen nahm ich eine Supervision in Anspruch, in der ich mit professioneller Unterstützung meine „autobiographische Wahrnehmung“ und Gegenübertragungen (Gefühle, die die Befragten aufgrund ihres Verhaltens im Interview auslösen) reflektieren und analysieren konnte. Diese „autobiographische Wahrnehmung“ war natürlich geprägt von meinem Vorverständnis und meinen Erwartungen zu diesem höchst persönlichen Thema, aber sie gab mir auch den nötigen Hintergrund für die Interpretation des Materials im Verlauf der gesamten Arbeit.

Devereux (1967) richtet seine Aufmerksamkeit verstärkt auf die Seite des Forschers und vertritt den Standpunkt, daß nur dann, wenn die stattfindende Gegenübertragung vom Forscher nicht wahrgenommen wird, die Gefahr besteht, daß sie zur Quelle unkontrollierbarer Irrtümer wird. Reflektiert kann sie wertvolle Zusatzinformationen liefern, ansonsten läuft der Forscher aufgrund seiner Interessen und blinder Flecken Gefahr, das tatsächlich Neue nicht zu sehen: „Die Wahrnehmung einer Situation wird von der Persönlichkeit des Wahrnehmenden radikal beeinflusst“ (Devereux 1967, S. 66).

2.5.1 DiplomandInnenseminar Juni 1999

An dieser Stelle möchte ich über eine für mich bedeutsame Sitzung in unseren DiplomandInnenseminar erzählen.

Ich freute mich, an diesem Tag mein Interviewleitfaden vorstellen zu dürfen, und war auch bereit, Anregungen bzw. Kritik von meinen KommilitonInnen anzunehmen.

Ich hatte schon einige Zeit davor von unserem DiplomandInnenbetreuer den Vorschlag bekommen, folgende *provokative Frage* in meinen Leitfaden einzubauen: „*Wie kannst Du, nach all dem, was war, in Deutschland leben?*“ Da ich bei meinen Interviews *erzählgenerierende Fragen* anwendete, bei denen ich es den Interviewten überließ, eigene Regie über die Gestaltung ihrer Erzählung zu überlassen, fand ich eine so moralische und für mich vorwurfsvolle Frage nicht angebracht. Mir war es sehr wichtig, daß meine Interviewten aktiv ihre thematischen Felder auswählten und sich nicht in Rechtfertigungen und sozial erwünschten Antworten verloren.

Als ich dann im Seminar meinen Leitfaden vorstellte, kam ziemlich schnell die Sitzung ins Stocken. Sie ging in eine für mich völlig unerwartete Richtung: ich wurde penetrant gefragt (und fühlte mich gleichzeitig interpretiert!): „Wieso willst und kannst Du diese provokative Frage nicht einbauen?“

Anfangs habe ich noch versucht, relativ ruhig zu erklären, daß bei meinen bis dahin geführten Interviews das Thema *Holocaust* implizit, aber auch explizit, sehr oft vorhanden war. Schon alleine bei der Schilderung der Lebensläufe der Interviewten war der Holocaust sehr oft präsent.

Ich rechtfertigte mich fast, was mich im Nachhinein furchtbar aufregte. So berichtete ich weiter, daß, wenn mir eine Vermeidung bezüglich des Themas *Holocaust* auffiel, ich diese im Nachfrageteil aufgegriffen habe. Auch verstand ich diese Vermeidung als sehr wertvoll für meine Auswertung.

Ich hatte nicht nur das Gefühl, überhört zu werden, sondern fand auch keine Möglichkeit mehr, mich auf die anderen Schwerpunkte meines Leitfadens zu konzentrieren. Ich fühlte mich in die Ecke gedrängt und habe aus lauter Empörung und Wut sehr emotional reagiert, was eine weitere sachlichere Auseinandersetzung erschwerte. Ich konnte erst ein paar Tage später ruhiger darüber nachdenken und durch Gespräche teilweise herausfinden, was an diesem Tag eigentlich abgelaufen war.

Erstmal die Frage: Warum war es der Gruppe so wichtig, daß ich die *Holocaustfrage* stellen sollte? Was möchte sie als Antwort hören? Ich

denke, die Gruppe (die Deutschen?) hat selbst vielleicht *noch* das Bedürfnis, diese Frage an uns hier lebende JüdInnen zu stellen. Mein Bedürfnis war es jedenfalls nicht und auch nicht das einzige Anliegen meiner Arbeit.

Mir fiel auf, daß ich zum ersten Mal während meiner Jahre in Deutschland in Kategorien dachte: „*Ihr Deutschen, wir Juden*“. Wie kann es sein, daß ich als Jüdin mich in Deutschland wohlfühle und nicht mit meiner Arbeit noch einmal in *Eurer* Wunde weiterbohren möchte? Seid *Ihr* noch nicht so weit, daß ich mich hier wohlfühlen darf, ohne ständig an den Holocaust denken zu müssen?

Ich bin davon überzeugt, daß es für die Gruppe weniger irritierend gewesen wäre, wenn ich diese provokative Frage in meinen Leitfaden – ohne Wenn und Aber – eingebaut hätte.

Die Tatsache, daß mir ein Großteil der Gruppe wie eine geschlossene Front erschien, läßt mich an ein Wiederaufflammen und gemeinsames Ausagieren der deutschen Kollektivschuld denken.

Natürlich ist nicht auszuschließen, daß hinter meinen bewußten und auch logischen Argumenten in Deutschland zu leben – z.B. persönliche Sicherheit für mich und meine Familienmitglieder – auch gewisse (un)bewußte, aber nicht allzu große Schuldgefühle gegenüber meiner Herkunftsfamilie vorhanden sind.

Dennoch möchte ich nicht, daß ich das schwere Paket des Holocausts „zugeschoben“ bekomme, weil sonst mein persönliches Anliegen bei dieser Arbeit auf der Strecke bleibt. Der Schatten dieses Wortes soll mich nicht in meiner Aus-/Verarbeitung dieses Themas behindern.

Schon alleine das Wort *Holocaust* hat eine Schwere, die meines Erachtens *uns allen* oft im Weg steht und *uns* zwingt, in festen Kategorien zu denken: z.B. die ‚Täter-Opfer-Polarität‘. Sie lähmt *uns alle* und verhindert auf diese Weise oft weitere Reflexionen und sinnvolle Auseinandersetzungen.

Wie ich in der Einleitung bereits schrieb, konnte ich die Gefühlsbewegungen, ausgelöst durch diese „Krise“, als wertvolles Analysematerial und Teil dieses Prozesses verwenden. Es war notwendig manchmal innezuhalten, Abstand zu gewinnen, um auch meinen eigenen Prozeß nicht aus den Augen zu verlieren. Ich mußte ihn aus einigem Abstand reflektieren, um später aus einer anderen Perspektive an dieses Thema herangehen zu können.

Es ist mir inzwischen auch klar geworden, daß die oben diskutierte Frage oft wie ein „konditionierter Reflex“ (zumindest in den Köpfen) auftauchen kann, wenn „Deutsche“ jemandem wie mir begegnen.

3. Geschichtlicher Überblick und familiärer Hintergrund

3.1 Juden in Deutschland

3.1.1 Auswanderung als Zwangsschicksal

„Sie waren unendlich tief in deutscher Erde, Sprache, Kunst und deutschem Denken verwurzelt, sie fühlten sich so deutsch, wie sie glaubten, daß die legendären Eichen deutsch seien. Und man konnte doch einer deutschen Eiche nicht einfach sagen: ‚Von heute an bist du nicht mehr eine deutsche Eiche! Zieh deine Wurzeln aus dieser Erde und geh fort!‘“
(Davidsohn in Benz 1994, S. 7)

Das folgende Kapitel stützt sich auf die hervorragende Forschungsarbeit des argentinischen Diplomspsychologen Alfredo Schwarcz, selbst Sohn eines 1938 aus Wien vertriebenen Arztes und einer 1940 aus Berlin emigrierten Mutter.

In seinem Buch „Trotz allem... Die deutschsprachigen Juden in Argentinien“ (1995) schildert er eindrucksvoll das persönliche Erleben der deutsch-jüdischen Immigranten in Argentinien.

Für die Mehrheit der deutschen Juden in den dreißiger Jahren war es ein langer und schmerzhafter Prozeß zu erkennen, daß die Lage für sie immer schwieriger und gefährlicher wurde. Selbst diskriminierende Ereignisse, wie zum Beispiel die 1935 am Nürnberger Reichsparteitag veröffentlichten Rassengesetze bezüglich „Reinheit der Rasse“ und „Bürgerrechte“, wurden von vielen noch nicht als Alarmsignal aufgefaßt. Erst die sogenannte „Kristallnacht“ im November 1938 setzte der Geschichte der Juden in Deutschland einen radikalen Schlußpunkt. Dieser brutale und gewaltsame Akt zerstörte nicht nur die Synagogen und jüdischen Geschäfte im gesamten Reich, sondern auch die letzte Hoffnung, die einige immer noch hatten, nämlich „durchhalten zu können bis alles vorbei ist“. Jetzt galt nur noch eines: „möglichst schnell raus“, um das eigene Leben und das der Familie zu retten.

Nur weniger als die Hälfte der deutschen Juden konnte durch die erzwungene Emigration der physischen Vernichtung entkommen. Sie retteten ihr Leben, aber sie erlebten einen massiven Verlust ihrer bedeutsamen und wertvollsten Objekte: Menschen, Orte, Sprache, Kultur, Gebräu-

che, Klima, manchmal den Beruf, die gesellschaftliche bzw. ökonomische Stellung. Am schwersten wog nicht der Verlust der materiellen Sicherheit und der bürgerlichen Existenz, sondern der Verlust ihrer Identität. Sie waren doch *deutsche* Bürger und wurden aus *ihrem* Land vertrieben!

„Die deutsche Heimat war für viele trotz allem das Synonym für bürgerliche Behaglichkeit, für mäßigen Wohlstand und für geordnete, nicht improvisierte Lebensumstände. Die Last des Exils setzte sich aus vielen einzelnen Beschwerden zusammen, aus Verlust und Kränkung, aus Heimweh und Schwierigkeiten in der neuen Umwelt und aus Zweifeln an der eigenen Identität“ (W. Benz 1994, S. 8).

Viele jüdische Familien waren seit Generationen in Deutschland verwurzelt und hatten ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu ihrem Geburtsland. Besonders stark war dieses Gefühl bei denen, die als Soldaten im Ersten Weltkrieg gedient hatten. Dies findet im folgenden Zitat seinen Ausdruck:

„Ich habe eine Auszeichnung im Krieg erhalten. Deutschland ist mein Vaterland, und war es für meine Eltern und Großeltern. Niemand wird mich hier vertreiben.“

Viele schlossen die Augen vor der drohenden Gefahr. Sie konnten sich einfach nicht vorstellen, daß ihr Heimatland, für das sie gekämpft hatten und in das sie sich integriert fühlten, sich auf diese unvorstellbare Weise von ihnen abwenden sollte.

Der Vorsitzende und Mitbegründer des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ Ernst Fuchs sagte einmal:

„Ich spreche deutsch, empfinde deutsch, deutsche Kultur und deutscher Geist erfüllen mich mehr als hebräische Dichtung und jüdische Kultur... Bin ich in der Fremde, so sind Deutschland, deutsche Natur, deutsche Volksgenossen meine Sehnsucht“ (in Schoeps 1992).

Die deutschen Juden, anders als die Ostblockjuden, hatten sich aus ihrem „Ghetto“ emanzipiert. Sie hatten ihre jüdischen Eigenarten, wie die traditionelle Kleidung und die „Pejes“ (die Löckchen), abgelegt und fühlten sich in jeder Hinsicht zur deutschen Gesellschaft zugehörig, sie hatten sich assimiliert. Sie hatten deutsche Werte verinnerlicht und die deutsche Kultur zu ihrer eigenen gemacht. Sie empfanden sich an erster Stelle als Deutsche, besaßen einen deutschen Paß, wurden von Nicht-Juden akzeptiert und respektiert. Diese deutsch-jüdische Symbiose war weit davon entfernt, sich das Ende dieser Geschichte vorzustellen.

Die kulturelle und geistige Assimilation der deutschsprachigen Juden hat Gershom Scholem als „eine einseitige Liebeserklärung“ genannt (Broder 1992, S. 18).

3.1.2 Wohin auswandern?

Auf die Frage „wohin“ diese Bevölkerungsgruppe auswandern sollte, lautete die Antwort bis 1935: vorwiegend in europäische Nachbarländer, z.B. Holland. Wahrscheinlich war damit die Hoffnung verbunden, bald wieder zurückkehren zu können, sobald sich die Lage entschärft hätte. Außerdem war dies die finanziell erschwinglichste und leichteste Wahl, die es außerdem erlaubte, mit den Verwandten in Kontakt zu bleiben. So nahm diese Auswanderung mehr den Charakter eines „vorübergehenden“ Exils an, was natürlich nicht so schlimme Ängste auslöste.

Ab 1935, mit zunehmender Verschärfung der Situation in Deutschland, verschob sich das Auswanderungsziel nach Palästina, ab 1937 deutlich zu den Überseeländern. Argentinien stand an zweiter Stelle gleich nach den USA.

	1933	1935	1937
Europa	73%	29%	25%
Palästina	19%	36%	15%
Übersee*	8%	35%	60%

*) Zu Übersee zählen außer dem amerikanischen Kontinent Länder wie Australien oder Südafrika.

3.2 Warum gerade Argentinien?

Gleich hinter den USA stand Argentinien nicht etwa wegen seiner Beliebtheit als Einwanderungsziel (an 3. Stelle), sondern weil Palästina (an 1. Stelle) und die USA (2. Stelle) den Einwanderern immer größere Einschränkungen auferlegten. Eine große Anzahl von deutschen Juden hatte bereits Verwandte oder Bekannte in diesem Land, die ihnen die Einwanderung erleichtern konnten (durch die lebensrettende „llamada“: bedeutet auf Deutsch „Anruf“, war aber der Einwanderungsantrag). Die vor 1933 aus wirtschaftlichen Gründen mit festen Arbeitsverträgen in Argentinien eingewanderten Deutschen hatten in vielen Fällen bereits eine hohe wirt-

schaftliche und soziale Position erreicht. Diese „Alteingesessenen“ gründeten schon 1933 den „Hilfsverein deutscher Juden in Argentinien“ (heutige „Asociación Filantrópica Israelita“). Diese lebenswichtige Organisation des deutsch-jüdischen Sektors spielte eine entscheidende Rolle bei der Aufnahme der „Neu-Emigranten“.

Es gab auch Andere, die nicht direkt nach Argentinien kamen, sondern zuerst in ein anderes südamerikanisches Land (Bolivien, Paraguay und Uruguay) ausgewandert waren und erst später in Argentinien ankamen. Darüber hinaus waren internationale jüdische Organisationen mit Argentinien stark vernetzt und leisteten durch Informationsblätter, Arbeitsbeschaffung etc. wertvolle Entscheidungshilfen zugunsten des Landes.

3.2.1 Die damalige politische Situation in Argentinien

Die Einwanderungspolitik in Argentinien war einst geprägt durch das im Gesetzbuch von 1853 enthaltene Motto: „Regieren ist bevölkern“. Aber nach der Weltwirtschaftskrise von 1929 änderte sich leider auch in Argentinien diese immigrationsfördernde Politik zugunsten einer immer restriktiveren Einwanderungspolitik, die ökonomische Vorwände für diese diskriminierende Politik vorschob. So begann in den dreißiger Jahren ein dunkles Kapitel in der argentinischen Geschichte, das geprägt war von Militärdiktaturen. Sie hatten als gemeinsamen Nenner eine negative Einstellung zur jüdischen Immigration, sicherlich nicht zuletzt durch die ideologischen „Winde“, die von Europa herüberwehten. Leider geschah dies zeitgleich mit dem Aufstieg der NSDAP und der dadurch ausgelösten massiven Auswanderungswelle. Es blieb als einziger Ausweg in der Tat die bereits erwähnte „llamada“, durch die die Einwanderung von Verwandten ersten Grades genehmigt wurde, sofern der/die bereits in Argentinien lebende Empfänger für den Neuankömmling wirtschaftlich aufkam. Fast während der ganzen Kriegszeit blieben die Einwanderungsbeschränkungen bestehen. Erst im Jahre 1944 (erste Präsidentschaft des General Perón) brach Argentinien seine diplomatischen Beziehungen zu Deutschland endgültig ab. Erst dann wurden wieder einwanderungsfreundlichere Maßnahmen getroffen. Leider viel zu spät für viele Juden und Jüdinnen.

Trotz der erwähnten Einschränkungen kam eine beachtliche Anzahl von deutsch-jüdischen Einwanderern (auch illegal Eingereisten) in Argentinien an. Nach Schätzungen der A.F.I. („Asociación Filantrópica Israelita“) waren es zwischen 40.000 und 50.000 Personen. Bei dieser „heilangekommenen“ Gruppe überwog ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber

diesem Land, das sie aufgenommen hatte, und nicht so sehr eine kritische Einstellung gegenüber der herrschenden antisemitischen Einwanderungspolitik. Sie wollten diese Tendenzen einfach nicht wahrnehmen, da diese für sie keine konkreten Auswirkungen hatten. Sie hielten sich am Rande aller politischen Konflikte. So behielt diese Gruppe bis heute eine fast unpolitische Haltung. Meiner Meinung nach war und ist Angst vor erneuten Repressionen der unbewußte Grund für dieses Verhalten, die damit als Schutzhaltung zu erklären ist.

3.2.2 Die wirtschaftliche Situation

In wirtschaftlicher Hinsicht fanden die deutsch-jüdischen Immigranten in Argentinien ein Land vor, dessen interner Markt sich im Wachstum befand. Dies wirkte sich in einer stetigen Erhöhung der Arbeitsplätze aus. Diese Tatsache hat das Unterkommen dieser Einwanderer in der Arbeitswelt sicherlich erleichtert. Zu erwähnen ist noch, daß die A.F.I. (siehe Seite 19) die ‚Neuangekommenen‘ mit Wohnung, Taschengeld und kostenlosem Spanischunterricht während der ersten Monate unterstützte. Es war das erklärte Ziel dieser Institution, den Einwanderern möglichst schnell Arbeitsmöglichkeiten zu beschaffen und die wirtschaftliche Unabhängigkeit zu fördern. Das Vorhandensein dieser kleinen, aber wirtschaftlichen einflußreichen Gemeinschaft der Alteingesessenen spielte für die „Neuen“ eine unschätzbare Rolle. Sie erleichterte das Zurechtfinden in der schwierigen Anfangsphase in großem Maße. So bauten die „Neuen“ und die „Alteingesessenen“ sehr schnell ein verstärktes Gemeinschaftsnetz auf.

Durch Fleiß, Arbeit und nicht zuletzt durch „Wiedergutmachungsrenten“ aus Deutschland erreichten diese Einwanderer seit den 50-60er Jahren eine gute wirtschaftliche Position. Diese ist aber auch auf ihre große Flexibilität zurückzuführen, durch die sie sich an völlig fremde Gegebenheiten anpassen konnten.

3.2.3 Gesellschaftliches und kulturelles Klima

Die jüdische Gemeinschaft in Deutschland war vernichtet, aber das deutsche Judentum überlebte in Orten wie Buenos Aires, wo wieder ein lebhaftes Gemeindeleben entstand. Die Mehrheit der deutsch-jüdischen Immigranten hatte schon Erfahrung mit der Zugehörigkeit zu Gemeinschaften. Durch die zunehmende Ausgrenzung aus dem „arischen“ Milieu seit 1933 hatten sie sich genötigt gesehen, sich selbst zu organisieren. So entstand die Institution der ‚Gemeinde‘, die ihren Mitgliedern nicht nur einen Ort der Religionsausübung bot, sondern auch kulturelle, soziale und sportliche Aktivitäten organisierte.

Auch das Festhalten an der ursprünglichen Kultur und das Aufrechterhalten des gewohnten Lebensstils erleichterte es ihnen, das Trauma der Emigration zu überwinden. So kann man noch heute die Existenz einer besonderen Wohnkultur feststellen. Bücher, bestimmte Musik, die Gediegenheit, überhaupt das mitteleuropäische Milieu und die kulturelle Umwelt wurden verpflanzt und bis heute fast unverändert bewahrt. In gewissem Grad vermieden sie einen „Kulturkontakt“ mit der neuen Umgebung. Diese Haltung hat das soziale Leben dieser Immigranten stark bestimmt. Sie klammerten sich an ihre Gewohnheiten wie Lebensstil und Sprache. Es entstand eine charakteristische Endogamie (Elena Levin 1991, S. 67). Auch die Ehen wurden fast ausschließlich innerhalb dieser Gemeinschaft geschlossen. Der Kontakt, den sie mit Argentinien aufnahmen, war relativ oberflächlich. Einer der Gründe dafür könnte die gute Aufnahme und die anfängliche Betreuung der Immigranten von seiten der A.F.I. gewesen sein. So entstand gleich von Anfang an dieses starke, zusammenhaltende Netzwerk. Diese privilegierte Situation gab es in keinem anderen südamerikanischen Land. Bis heute ist die A.F.I. die wichtigste deutsch-jüdische Institution in Argentinien und sie ist auf vielfältige soziale Art tätig.

Trotz aller Hilfe, die die Einwanderer in ihrer ersten Zeit bekamen, konnte keiner ihnen den Kulturschock ersparen, den eine Auswanderung stets mit sich bringt. Fremde Sprache, ein anderes Klima, andere Gewohnheiten verlangten eine hohe Anpassungsfähigkeit. Besonders schwer fiel es den Neuangekommenen, die unterschiedliche Auffassung von Zeit und Arbeit der Argentinier zu verstehen und zu akzeptieren. So konnte in Bezug auf Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit die Aussage „mañana“ (=morgen) irgendwann oder niemals bedeuten. Die eingewanderten Frauen mußten erst lernen, daß die Frau im damaligen Argentinien und in Südamerika weniger Freiheiten genoß als im liberalen Europa.

Die deutsch-jüdischen Immigranten kamen überwiegend aus einer gutbürgerlichen Mittelschicht, die wirtschaftlich keine Not litt. Ein Großteil von ihnen lebte in Deutschland in Städten und verfügte über eine überdurchschnittliche Bildung. Im Gegensatz dazu standen die aus Italien und Spanien kommenden Einwanderer, die aus einer sozio-ökonomischen Notlage auswanderten (vor 1933). Dies war keine aus Verfolgungsgründen erzwungene Auswanderung, sondern eine risikoreiche, aber dennoch freiwillige Entscheidung. Das gleiche gilt für die aus den Ostblockstaaten kommenden Juden.

So erklärt sich die oft etwas elitäre und damit das Gastland geringschätzende kulturelle Einstellung – eine Haltung, die Bestand hatte, obwohl die Einwanderer in ihrem Herkunftsland selbst Opfer von Ungerechtigkeiten und Vorurteilen gewesen waren. Sie idealisierten zunächst ihre mitteleuropäische Kultur und zeigten großen Widerstand, die kulturellen Werte ihres neuen Heimatlandes zu akzeptieren. Das führte dazu, daß sie sich fast ausschließlich in ihrem geschlossenen Kreis bewegten und keinen Versuch unternahmten, sich in die argentinische Gesellschaft zu integrieren.

Auch den Argentinern fiel es schwer, diese neue Immigrantengruppe einzuordnen, denn für sie war bislang ein Deutscher nicht gleichzeitig ein Jude. Auch war ein Jude kein Deutscher, sondern ein „Ruso“ oder „Turco“, wie man allgemein die bereits dort lebenden, vorwiegend aus den Ostblockstaaten stammenden Juden nannte. Sie waren die „Jeckes“, eine Bezeichnung, die die Ostjuden allen deutschsprachigen Juden gaben. Der Ursprung dieser Bezeichnung kommt vom deutschen Wort „Jacke“, ein Kleidungsstück, das als Symbol der Assimilation und Anpassung ans Deutsche galt.

Trotz all dieser kulturellen Unterschiede gab es im Laufe der vergangenen 60 Jahre einen gewissen kulturellen Anpassungsprozeß an die in Argentinien herrschenden Gewohnheiten und Verhaltensregeln. So kam es zur Entwicklung einer eigenartigen Empfindung dieser Immigranten, die sich besonders bemerkbar macht, wenn sie Deutschland besuchen: Im Ausland fühlen sie sich als Argentinier und in Argentinien als Fremde. Dieses komplexe Identitätsgefühl zieht sich noch heute durch ihr Leben und das ihrer Kinder.

Wichtig erscheint mir noch, das Phänomen „Belgrano-Deutsch“ zu erläutern. Belgrano ist ein Stadtteil von Buenos Aires, in dem sich viele aus Deutschland kommenden Juden niedergelassen hatten. Sie wohnen heute noch dort.

Viele der deutschsprachigen Juden, die in die USA auswanderten, amerikanisierten ihren Familiennamen, z. B. Weißstein – Whitestone, was ein klares Bedürfnis nach Zugehörigkeit zeigte. In Argentinien konnte durch den weiten kulturellen Abstand, den ich bereits beschrieben habe, diese Anpassung nicht stattfinden. Das Gegenteil war der Fall: die Immigranten konnten nicht nur ihren Namen nicht ins Spanische übersetzen – aus Unkenntnis der Sprache –, sie versuchten darüber hinaus, besonders in den ersten Jahren, ihren neuen Lebensraum in ihre Muttersprache zurückzuübersetzen (z.B. Straßennamen – die wichtigste Straße im Belgranoviertel heißt Cabildo, was Rathaus bedeutet. So nannten sie die Straße Rathausstraße). Es entwickelte sich im Laufe der Zeit eine eigene Sprache, in der zwischenzeitlich erlernte spanische Worte eingedeutscht wurden. So entstand das „Belgrano-Deutsch“. Hier sind ein paar Beispiele dafür:

In Belgrano stoßen zwei Autos nicht zusammen, sondern sie „schockieren“ oder „tschockieren“, was in dem Fall keine Moralfrage ist, sondern die Aufnahme des spanischen Verbs „chocar“, zusammenstoßen. Man geht nicht zum Markt, sondern zur „Feria“. Gut ist es, wenn man dort das Obst noch zum alten Preis „conseguit“ (conseguir = bekommen) (Bein in Bruns 1990). Anstatt das Wort „ausbessern“ zu benutzen, sagen sie noch heute „arreglieren“, das spanische Wort heißt „arreglar“ usw. Diese Redensweise fällt erst auf, wenn sie mit Personen außerhalb dieses Kreises Deutsch sprechen oder nach Deutschland reisen.

*„Aus einem Land kann man auswandern,
aus einer Muttersprache nicht.“
(Ben Chorin)*

3.3 Die nächste in Argentinien geborene Generation

Die Geburt der ersten in Argentinien geborenen Generation half den Einwanderern, sich tiefer im Aufnahmeland zu verwurzeln. Dadurch kommt neben der jüdischen und deutschen Identifikationsmöglichkeit eine dritte hinzu: die argentinische. Trotzdem bleibt das Dilemma der eigenen Identität ungelöst. Wird es auf die Kinder übertragen und damit möglicherweise gelöst?

Zunächst möchte ich noch erwähnen, daß bei Ehen der deutsch-jüdischen Immigranten kaum Scheidungen vorkamen. Die Vertreibung und die damit

verbundenen Emigrationserfahrungen schienen diese Verbindungen zusammenzuschweißen. Die Furcht vor neuen Repressionen ist möglicherweise der Grund, daß diese Familien höchstens zwei Kinder hatten, was ihnen eine größere Mobilität garantierte (Elena Levin 1991, S. 73).

Die meisten Einwanderer hatten aufgrund der nationalsozialistischen Rassengesetze ihre Ausbildung in Deutschland abbrechen müssen. Die nächste Generation sollte bessere Bildungsmöglichkeiten haben. Daraus resultiert das hohe Ausbildungsniveau, das bei ihren Nachkommen festzustellen ist.

Vier Repräsentanten dieser „argentinischen Generation“ stelle ich im folgenden Kapitel vor.

Sie sind in Argentinien geboren, aber alle vier besaßen bereits einen deutschen Paß, bevor sie nach Deutschland kamen.

Es ist auffällig, wie viele der emigrierten deutschen Juden wieder die deutsche Staatsangehörigkeit (ab 1949) bzw. einen deutschen Paß (wieder-) beantragt haben. Nach außen hin sprachen „logische und praktische“ Gründe für diesen (Wieder-)Erwerb, wie z.B. ihren Kindern die Möglichkeit zu geben, in Europa zu leben und zu arbeiten. Damit rechtfertigten sie den Besitz dieses Dokuments. Aber eigentlich waren es Anzeichen der Verbundenheit mit dem Heimatland und die Möglichkeit, das schmerzliche Gefühl, letzter Vertreter einer Generation zu sein, zu mildern.

Dennoch haben meine vier Interviewten viel mehr als „nur“ einen deutschen Paß erhalten...

4. Biographien

Die folgenden Portraits der Interviewten sollen den Lesern dazu dienen, mit den Personen und ihren Lebensgeschichten vertraut zu werden, da ich im Auswertungsteil auf sie nur in fragmentarischer Form Bezug nehmen werde.

Die Portraits stützen sich auf die Transkripte, das Kurzprotokoll (nach jedem Interview) und den ausgefüllten biographischen Kurzfragebogen. An dieser Stelle setze ich bereits Interpretationsschwerpunkte, die natürlich noch reflektiert werden. Dieser Schritt ist wichtig, um das umfangreiche Material zu straffen, so daß die Übersicht erleichtert wird.

Bei meinen Interviews geht es nicht nur um einzelne Lebensläufe, sondern auch um die Herkunftsfamilie und deren Schicksal, nämlich die erzwungene Auswanderung aus Deutschland nach Argentinien. Die Beschreibung der Familiengeschichte bzw. der Herkunftsfamilie war nicht nur für die Portraits wichtig, sondern sie war in *allen* behandelten Themenbereichen gegenwärtig. Ich habe versucht, die Aussagen meiner Interviewten wörtlich ins Deutsche zu übersetzen, um möglichst genau wiederzugeben, was gemeint wurde (Übersetzung vor allem mit dem Anspruch der inhaltlichen Richtigkeit).

Es ist mir noch wichtig, auf die Anonymität hinzuweisen. Namen und Vornamen wurden geändert.

Für die Überschrift jedes einzelnen Portraits übernahm ich, wie Jaeggi & Faas (1993) vorschlugen, eine charakteristische und – für mich – beeindruckende Aussage aus dem Interview.

4.1 Lea N., 43, Architektin

„Eins bin ich mir sicher: ich hätte mir NIE Deutschland zum Leben ausgesucht...“

Lea lebt seit 15 Jahren in München. Sie ist mit einem Deutschen verheiratet. Sie haben einen gemeinsamen vierjährigen Sohn. Sie arbeitet freiberuflich als Architektin.

Als erste Tochter ist Lea 1958 in Buenos Aires geboren. Ihre Schwester Marcela ist 4½ Jahre jünger. Ihr Vater (Makler), der inzwischen verstorben ist, wurde 1922 in Hamburg geboren. Er ist 1938, mit 16 Jahren, mit seiner Familie über Uruguay nach Argentinien ausgewandert. Ihre Mutter (Hausfrau), 1922 in Hannover geboren, ist 1936 über Paraguay in Argentinien angekommen.

Lea erzählt, daß ihr Vater noch sehr jung, „aus Angst, daß er ins KZ gebracht wird“, zum Gymnasiumsbesuch in die Schweiz geschickt wurde. Sie sagt sehr ausdrücklich, daß ihr Vater „unter dem Ganzen“ viel mehr gelitten hätte als die Mutter. Er habe „viel mehr gesehen“, „viel mehr erlebt als meine Mutter...“ und „das wäre ihm fürs ganze Leben geblieben...“. Sie glaubt zu wissen, daß ihr Vater nachts an Alpträumen litt, aber so genau weiß sie es nicht, da der Vater fast nie „darüber“ sprechen wollte, um seine Frau und die Töchter nicht zu belasten.

Lea schildert, wie sich ihre Eltern kennenlernten. Während er in Buenos Aires im „Deutschen Theater“ schauspielerte, lernte er seine spätere Frau über seine bis heute noch bestehende deutsch-jüdische Clique kennen. Die Ehe ihrer Eltern beschreibt Lea als sehr harmonisch, sie und ihre Schwester hätten viel Liebe bekommen, sie seien „sehr behütet aufgewachsen“. Sie ist auch sehr glücklich, in Argentinien aufgewachsen zu sein. Trotz der beschriebenen Harmonie hatte, laut Lea, der Vater das Sagen („aber nicht diktatorisch“). Ihre Mutter beschreibt sie als eher zurückhaltend, „fast resigniert“, aber nicht unglücklich. Nach dem Tod des Vaters habe sich die Mutter sehr positiv entwickelt („mußte sie auch“).

Lea erzählt, daß es zu Hause „keine Religion gab“, deshalb wurde sie auch nicht in eine jüdische Schule geschickt. Ihr Vater empfand sich als Atheist. Er stammte väterlicherseits aus einer sehr orthodoxen, reichen und unflexible Familie. Lea glaubt, daß er sich aus diesem Grund wie auch wegen des Krieges und der Verfolgung von der Religion entfernt hätte.

Lea und ihre Schwester sind nicht in eine deutsche Schule gegangen, aber sie sprachen zu Hause mit den Eltern deutsch, besser gesagt „Belgrano-Deutsch“.

Beide sind in der Grundschule (Primario) in eine englische Schule und im Gymnasium (Secundario) in eine katholische(!) Schule gegangen. Der Vater bat dafür, mehr oder weniger, „um Erlaubnis“ beim Rabbiner: „Ob es sehr schlimm wäre, wenn meine Töchter...?“ Nachdem Lea dies schilderte, sagte sie, „sie sei mit dieser Mischung aufgewachsen: ohne Religion zu Hause, in einer katholischen Schule und in einem katholischen Land wie Argentinien“. Darüber hinaus habe sie „große Probleme, ja fast Angst gehabt“ wegen ihres Jüdischseins. Auch gäbe es in Argentinien einen „ignoranen Rassismus“. Sie hatte in Argentinien auch keine jüdischen Freunde, außer den Kindern von den Freunden der Eltern, und sie verbarg ihre jüdische Herkunft eher: „Ich glaube, es war die Angst abgelehnt oder ausgegrenzt zu werden.“ Sie beschreibt: „Immer diese Angst, daß die Leute mich nach meiner Religion fragen, oder woher mein Nachname stammt oder woher meine Eltern kommen...“ Aber danach berichtet Lea vom Stolz ihres Vaters diesen einzigartigen Nachnamen zu haben, einen hebräischen Nachnamen, den es angeblich nur einmal gibt.

Erst in Deutschland, hat sie sich „mit diesem Thema“ besser gefühlt, weil die Deutschen „weniger rassistisch, menschlicher, natürlicher mit dem Ganzen umgehen, und vielleicht auch, weil ich jetzt selbstbewußter bin“. „Und heute kann ich sagen, daß ich meine Herkunft annehme, ich mag sie sogar, und es hat mit Sicherheit auch mit den Deutschen zu tun..., daß ich mich auch selber besser akzeptieren kann.“

Noch im letzten Schuljahr, März 1976, fing die letzte und schlimmste Militärdiktatur in Argentinien an. Lea erzählt, daß sie einerseits gelitten hätte, weil sie mitbekommen habe, daß viele Leute, die sie kannte („z.B. meine beste ‚Profesora‘, meine Geschichtslehrerin“), in dieser Zeit verschwunden sind („auch der Sohn einer Freundin meiner Eltern, angeblich weil er Jude war...“). Andererseits war sie sich der großen Gefahr gar nicht bewußt. Sie beschreibt ihren Freundeskreis in der Schule als „...sehr fröhlich und *gesund(!)*, wir hatten nichts mit Politik zutun...“.

Nach dem Abitur, 1977, fängt Lea ihr Architekturstudium an: „...die Uni war eine Gefahr..., politisch eine Gefahr,...in der Uni *sah man* auch viel. Wir mußten jeden Tag am Eingang der Polizei unseren Personalausweis zeigen, aber trotz der Diktatur war es eine schöne Zeit...“

Sie kann sich an diese Zeit wenig erinnern, weil sie ziemlich genau ab diesem Zeitpunkt an Amnesien litt. Sie beschreibt sie als „Petit Mal“, eine Vorstufe der Epilepsie. Trotzdem fand man bei den ärztlichen Untersuchungen keinen epileptischen Fokus, und Lea ist sich „mittlerweile immer sicherer, daß es psychisch war...“. Lea denkt, daß es außer der Diktatur auch der gesellschaftliche Druck war, der diese Lücken in ihrer Erinnerung auslöste: „...in Argentinien (Buenos Aires!) mußt Du ab einem bestimmten Alter schon verheiratet sein, man muß hübsch und schlau sein...“ Lea erzählt, daß sie sich an keine einzige Hochzeit von Freunden oder Freundinnen erinnern kann.

Erst in Deutschland, als sie einmal einen Hubschrauber hörte und „Gänsehaut bekam“, kann sich Lea daran erinnern, daß sie während des ersten Jahres der Diktatur nachts Bomben, Schüsse und Hubschrauber hörte, aber dieses dann „verdrängt“ hatte.

Noch während des Studiums, „die letzten zwei Jahre, als die Diktatur schon vorbei war...“, trat Lea in die kommunistische Partei ein: „Ich war nur eingeschrieben aus einem Idealismus, daß wir alle gleich sind auf der Welt, vielleicht weil ich Jüdin, Teil einer Minorität bin. Ich bin hin und wieder zu einer Demonstration gegangen, ...zum Glück habe ich es nicht sehr ernst genommen, ich war nicht sehr politisch...“. Trotzdem erzählt sie, daß es zu Hause „keine Politik gab“ und die Eltern Angst gehabt hätten, daß sie sich in etwas Politisches einmische.

Nach dem Studium fing ihre „Hippie-Phase“ an. Sie reiste mit einer Freundin für längere Zeit in den Süden von Argentinien und nach Chile. Um sich „über Wasser zu halten“, bastelte sie selber „bijouterie“. Es machte ihr Spaß, aber sie erlebte damit ihren „ersten Arbeitsschock“, da sie früher nie arbeiten mußte. Lea mußte diese Reise abbrechen, weil ihr Vater am Herz operiert werden mußte. Er starb noch während der Operation, was sie sehr schockierte. Trotz seines Todes wollte sie nicht in Buenos Aires bleiben. Sie wollte „die Welt sehen, bevor ich das ‚ernste Leben‘ anfangen“, durch Europa reisen, und wenn es ihr irgendwo gefallen sollte, dann wollte sie dort bleiben. Warum sie das wollte, darüber reflektiert sie: „Vielleicht wollte ich noch nicht mit meinem Beruf anfangen. Ich wollte erleben wie es ist, selbständig zu sein, aber weit entfernt von daheim. Es waren beide Seiten, ich war nicht reif genug, und vielleicht auch diese jüdische, sehr beschützende Art meiner Familie...“ Später reflektiert sie: „Unbewußt wollte ich einfach nur raus, frei sein können, von der Familie, von der Politik, vom Druck allgemein, den ich mir vor allem selbst machte...“ Sie glaubt,

daß ihre Mutter (ihr Vater war schon gestorben) fast „beruhigt“ war, als sie gegangen war.

Warum ist sie letztendlich in Deutschland geblieben? Lea erzählt wieder von ihrem Vater: „Er hatte immer gute Beziehungen zur deutschen Botschaft, er mochte es immer sehr gerne, wenn Besuch aus Deutschland kam, ...er war eigentlich ziemlich deutsch...“ Aber entscheidend war, neben dem Besitz des deutschen Passes und der Beherrschung der deutschen Sprache, das Angebot eines Freundes des Vaters, nach München zu kommen. Er lebte hier, stellte Lea eine eigene Wohnung zur Verfügung und besorgte ihr Arbeit. Sie war nicht nur begeistert von diesen „so offenen Türen“, sondern auch von den Leuten, die sie hier kennenlernte.

„Meine Ängste und Vorurteile – daß hier alle Nazis wären – verschwanden nach und nach. Ich habe mich sehr wohl gefühlt, ein bißchen wie zu Hause, vielleicht, weil mir das Ganze nicht so fremd erschien, da ich aus einer deutschen Familie komme... Ich fühle mich sehr wohl hier...“

Lea erzählt weiter, daß sie sich in Argentinien nie als echte/richtige Argentinierin gefühlt habe, weil sie die „Tochter von Deutschen und auch nicht katholisch“ war. Aber hier in Deutschland fühlt sie sich als Argentinierin („keine typische“). Hier hat sie gelernt selbständig zu leben. „Ich habe gelernt, was es bedeutet, ‚ernsthafte zu arbeiten‘. Ich bin reifer geworden durch das Alleinsein, es hat mir sehr gut getan...“ Die erste Zeit vermißte sie ihre Familie nicht. Anfangs war es ihr auch nicht sehr recht, daß ihre Schwester auch nach Deutschland kam, aber „heute finde ich es schön, daß sie da ist“.

In ihrem fünften Jahr (1991) in Deutschland lernte sie ihren jetzigen Mann kennen. 1997 kam der gemeinsame Sohn zur Welt.

Lea erzählt, sie hätte schon genug verrückte Sachen in ihrem Leben gemacht, so daß sie es jetzt nicht störe, „Verantwortung als Mutter zu übernehmen...“.

Seitdem sie ein Kind hat, überkommen sie manchmal Rückkehrphantasien, vielleicht damit ihr Kind „...auch so eine Kindheit wie ich hat...“. In diesen Momenten erlebt sie diese Spaltung zwischen „hier und dort“: „Es gibt einiges, das ich hier besser finde, und anderes, das mir dort besser gefällt, ...aber das bin ich, diese Mischung, ...so in der Mitte...“ Lea vermißt auch die Art von Freundschaften, die sie in Argentinien hatte, obwohl sie hier gute Freundschaften aufgebaut hat.

Lea erzählt weiter über ihr Kind, „ich habe auch diese jüdische Art ihn zu beschützen, wie eine ‚jiddische Mame‘, und das gefällt mir, es wird mir warm ums Herz...“.

Für Lea ist es „kein Zufall“, daß sie in Deutschland lebt, obwohl sie ein paar Mal betont, sie hätte sich zum Leben „nie Deutschland“ ausgesucht.

Lea erlebt ihre dreifache Zugehörigkeit nur deshalb als großen Vorteil, weil sie so eine Offenheit und eine Horizonterweiterung erfahren hat, die sie sehr an sich schätzt.

Dieses erste Interview wollte ich als Probeinterview verwenden (siehe Punkt 2.2), aber ich sah später keinen Grund mehr dafür und revidierte meine Meinung. Nach unserem freundlichen und unkomplizierten ersten Kontakt auf einem argentinischen „Asado“ (=Grillfest), bei dem sie sehr offen und sympathisch auf mich wirkte, haben wir erst ein paar Monate später den Termin für das Interview vereinbart. Ich war sehr nervös vor diesem ersten Interview, aber das legte sich schon nach den ersten Minuten. Während unseres Gesprächs tranken wir Mate (typischer argentinischer Tee), was eine vertraute Atmosphäre entstehen ließ und sehr angenehm – vielleicht auch beruhigend – auf mich wirkte.

Ich empfand ihre Erzählung so spannend, daß ich die Zeit vergaß. Ich war nach diesem ersten Interview sehr motiviert, so daß ich es kaum erwarten konnte, mein zweites Interview zu führen.

4.2 Marcela N., 38, Erzieherin und Spanischlehrerin

„...ich wollte vielleicht dort leben, wo meine Eltern geboren sind...? Es können viele Gründe sein..., wer weiß, ob mein Kind später nach Argentinien will...“

Marcela lebt seit Anfang 1988 in München. Zum Zeitpunkt des Interviews war Marcela schwanger und noch nicht mit ihrem deutschen Partner verheiratet. Sie heirateten noch vor der Geburt des Sohnes, der heute schon ein Jahr alt ist. Marcela arbeitet in einem spanischen Kindergarten. Die biographischen Daten von Marcelas Eltern beschrieb ich schon im Portrait ihrer Schwester Lea.

Ich habe Marcela auf einem argentinischen „Asado“ (=Grillfest) kennengelernt. Sie wirkte sehr sympathisch und gleichzeitig zurückhaltend auf mich. Wir vereinbarten erst viel später einen Termin für das Interview. Sie empfing mich freundlich bei sich zu Hause. Wir führten das Gespräch im Wohnzimmer, beide auf dem Boden sitzend bei einer Tasse Tee, was die anfängliche Interviewsituation sehr lockerte. Es dauerte ein bißchen, bis sie „warm“ wurde, aber dann erzählte sie mit großer Offenheit und Reflexion über sehr persönliche Dinge. Beim Erzählen mußte sie hin und wieder ein deutsches Wort benutzen, wenn ihr das passende spanische Wort nicht einfiel. Diese Ausdrucksweise, diese Mischung der Sprachen innerhalb eines Satzes – so witzig es für andere klingt – wirkte auf mich sehr heimisch und bekannt.

Marcela fängt an über ihre Kindheit zu berichten, die sie sehr positiv in Erinnerung hat. Sie spielte viel mit ihrer 4½ Jahre älteren Schwester und hatte viele Freunde. Auch ihr Vater hätte viel mit ihr gespielt.

Als sie in die Pubertät kam, beschreibt sich Marcela als „ziemlich schüchtern“. Marcela erinnert sich besonders an ein Jahr, „...ich glaube, ich war 14...“, in dem es ihr sehr schlecht ging, „mit meinen Freunden, in der Schule, ich hatte auch meine Periode bekommen. Auch in meiner Familie war etwas, und ich weiß nicht was es war...“. Obwohl sie „nicht überwiegend negative Erinnerungen“ hat, schildert Marcela, daß in ihrer Familie „immer eine gewisse Spannung gewesen ist, nicht in der Kindheit, erst später...“. Erst als sie von zu Hause bzw. von Argentinien wegging, merkte sie, wie sehr sie unter dieser großen Spannung, die daheim herrschte, gelitten hat: „So war unsere familiäre Situation. Wir trauten uns alle nicht, viel zur Sprache zu bringen...“

Marcela erzählt auch über ihren Vater, daß er sehr empfindlich war. „Er war schnell beleidigt und redete dann nicht mehr...“ Marcela meinte, daß er noch unter der Verfolgung litt. „Er war innerlich voller Angst und hat auf uns seine Angst übertragen. Wir sollten vorsichtig sein und nicht erzählen, daß wir Juden sind...“ Sie beschreibt ziemlich kritisch seine Einstellung zur Arbeit: „Er wollte nicht so richtig weiterkommen, hatte wenig Antrieb. Ich bin in dieser Hinsicht ganz anders, eine ziemliche Perfektionistin...“

Marcela beschreibt ihre Mutter in der Beziehung zu ihrem Vater „als sehr zurückhaltend. Sie war immer mehr im Hintergrund...“ und sie sei sehr abhängig von ihrem Vater gewesen. Ihre Mutter habe sie auch nie „verbal“ in ihren Plänen gebremst, sie ist viel offener als es ihr Vater war; z.B. „als ich mit ca. 18 Jahren mit der Psychoanalyse anfang...“.

Auch in Bezug auf ihre Arbeit und Ausbildung sagte ihr Vater oft, sie könne machen, was sie wolle. Es sei jedoch immer mit einem „Aber“ verbunden. Er war sehr stolz gewesen, weil sie während ihrer Ausbildung als Grundschullehrerin in einem Versicherungsbüro arbeitete, wo sie große Aufstiegsmöglichkeiten gehabt hätte. Sie arbeitete vier Jahre dort, aber sie merkte, „daß es nicht ‚Meins‘ war“. Marcela wollte lieber als Lehrerin arbeiten und mit dem Psychologiestudium anfangen, was sie auch in die Tat umsetzte.

Marcela hat zu ihrer Mutter eine sehr vertrauensvolle Beziehung, „...so eine gewisse Charakteraffinität, sie ist auch sehr schüchtern... Sie hatte immer schon einen ‚Komplott‘ mit mir. Bis heute ist es noch so, daß meine Schwester dabei ausgeschlossen bleibt.“

Die Beziehung zu ihrer Schwester erlebt Marcela als schwierig. Sie sei absolut das Gegenteil von ihr, zu temperamentvoll und es gebe eine Art Konkurrenz zwischen den Beiden. Marcela erkennt ihre widersprüchlichen Gefühle: „Manchmal verstehen wir uns super und manchmal könnten wir uns umbringen...“

Nach dem Tod ihres Vaters habe ihre Mutter neue Kräfte gewonnen, erzählt Marcela mit großer Bewunderung. Sie sei viel selbständiger geworden, „...wie neugeboren...“. In dieser Phase hat ihre Schwester Argentinien verlassen, „sie fühlte sich in Argentinien nicht mehr wohl...“ und reiste nach Deutschland zu einem Freund des Vaters, der in München lebte.

Ihre Mutter ließ Marcela nach wie vor ihre Freiheit. Aber ohne es auszusprechen, wie Marcela sagt, „...durchs Schweigen“, klammerte sie sich sehr an sie. Nachdem ihre Schwester ein Jahr in Deutschland war, reisten

beide nach München, um sie zu besuchen, was zunächst der Schwester gar nicht gefiel. In München verliebte sie sich in einen Argentinier, der hier studierte. Sie verbrachte zunächst 2 Monate mit ihm und fuhr dann zurück nach Argentinien. Er reiste ihr nach, blieb mit ihr ein Jahr in Argentinien, bis er sie endlich überzeugen konnte, zurück mit ihm nach München zu kommen. „Aus eigenem Antrieb wäre ich nie von Argentinien weggegangen, ich bin nicht wie meine Schwester, die ständig unterwegs sein wollte...“ Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil ihre Mutter alleine bleiben würde: „Innerhalb von 1½ Jahren sind mein Vater, meine Schwester und dann auch ich gegangen, aber ich mußte und wollte gehen, damit sie mich nicht so vereinnahmt...“

Anfangs versuchte Marcela, ihr Psychologiestudium in München wieder aufzunehmen, und hatte verschiedene Jobs. Ihre ersten 2 Jahre in München beschreibt Marcela als nicht besonders angenehm: „...Mein Deutsch war nicht gut..., die Beziehung lief auch nicht so gut, er war schnell beleidigt, so wie mein Vater, und redete dann 4 Tage nicht mit mir...“ Trotzdem beschlossen sie zu heiraten, aber kurz vorher beendeten sie nach 5 Jahren die Beziehung. Marcela erlebte sich als „ziemlich abhängig“ von ihrem Freund, aber wider Erwarten erholte sie sich ziemlich schnell – „ich habe ihm nicht lange nachgetrauert“ – und lernte nach 2 Monaten ihren jetzigen deutschen Partner kennen: „Es war ein riesiger Wechsel, es ist alles so anders. Er ist ein ganz anderer Typ, weil er Deutscher ist und weil er 15 Jahre älter ist als ich, manchmal auch ein bißchen ‚Papa‘...“ Sie zogen nach einem ½ Jahr zusammen. Marcela scheint sich in dieser neuen Beziehung sehr wohl zu fühlen. Sie beschreibt diese als sehr harmonisch: sie hätten ähnliche Interessen, machten viel Sport zusammen und nähmen sich so an wie sie sind. Aber vor allem hat sie gelernt, selbständiger zu sein: „Ich habe mich sehr verändert, habe viel von ihm gelernt. Obwohl wir viel zusammen sind, ist jeder für sich sehr selbständig, ...ganz anders als ich es von Argentinien, von meiner vorigen Beziehung und auch von zu Hause kannte...“ ‚Hochzeit‘ war bis zur Schwangerschaft nie ein Thema, was ihr zunächst schwer fiel, aber dann merkte sie, daß es nur ihre alte Einstellung war und sie sich auch „so“ wohl fühlte. Ihre positive Entwicklung paßte zunächst ihrer Familie nicht, aber mit der Zeit konnten sie auch diese „neue“ Marcela gut akzeptieren.

Nach unterschiedlichen Jobs (im Computerbereich und bei Vernissagen) und der Aufgabe ihres Psychologiestudiums (mittlerweile Fernstudium in Spanien) wollte sie wieder als Lehrerin arbeiten und fing kurz danach als

Erzieherin in einer frisch gegründeten spanischen Elterninitiative (Kindergarten) an. Diese Arbeit bringt ihr großen Spaß und Erfüllung. In der Zwischenzeit hat Marcela auch die pädagogische Leitung übernommen.

Marcela erzählt über ihre heiß ersehnte Schwangerschaft. Sie und ihr Partner wünschten sich schon seit 7 Jahren ein Kind. In den ersten drei Schwangerschaftsmonaten litt sie unter sehr großer Übelkeit und fühlte sich deprimiert. Sie interpretiert dieses Unwohlsein nicht nur körperlich, sondern glaubt auch, daß sie einerseits große Angst hatte, das Kind zu verlieren. Andererseits fällt es ihr schwer, ihre neu geschaffene Selbständigkeit aufzugeben. „Ich habe auch gelernt, ohne Heirat und Kinder glücklich und selbständig zu sein. Ich hatte auch Angst vor dieser neuen Umstellung.“ Besonders schwer fällt es ihr, ihre Arbeit aufzugeben, die ihr viel Bestätigung gibt. Auch körperlich fühlt sie sich nicht sehr widerstandsfähig und denkt an alles, was ihr bevorsteht: Hochzeit, Baby und Umzug in eine größere Wohnung.

Trotz diesen Erzählungen sagt Marcela, sie fühle sich in Deutschland sehr gut: „... in allen Bereichen, d. h. in Beziehung und Arbeit fühle ich mich wohl.“

Zu ihrer jüdischen Identität meint sie: „Ich bin Jüdin nur durch meine Abstammung, aber es fiel mir schon immer schwer zu erzählen, daß ich Jüdin bin, ...aus Angst und Scham..., ‚man‘ fühlt sich minderwertig...“ Ganz besonders während ihrer Schulzeit, in der sie ein katholisches Gymnasium besuchte, wagte sie nicht, über ihre jüdischen Abstammung zu reden: „Ich schämte mich sehr, jüdisch zu sein, und fühlte mich wie ein schwarzes Schaf...“ Marcela erzählt auch, daß sie keine jüdische Erziehung von seiten ihrer Eltern bekommen hätte. Sie kennt auch Israel nicht, aber „...es würde mich schon mal interessieren hinzufahren, meine Wurzeln kennenzulernen...“. Marcela glaubt an Gott, aber ohne eine bestimmte Religion auszuüben. Es stört sie, wenn in der Weihnachtszeit im Kindergarten ‚nur‘ christliche Lieder gesungen werden, weil „es mehrere Religionen gibt, und es stört mich, wenn es so extrem ist...“.

Es fällt Marcela sehr auf, wenn ihr jemand, der jüdisch ist, begegnet, „da fühle ich mich ‚irgendwie‘ mit dieser Person identifiziert, ich fühle mich wohl...“. Mit ihrem Partner hat Marcela, was das Thema ‚Religion‘ betrifft, keine Probleme. Ihr Kind solle sich später für eine Religion frei entscheiden können, obwohl sich ihre zukünftige Schwiegermutter eine katholische Taufe wünscht.

Was das Thema ‚Argentinien‘ betrifft, erzählt Marcela, daß sie in den ersten Jahren oft „Rückkehrnostalgie“ hatte, aber jetzt wäre es nicht mehr so. Sie fährt wegen ihrer Familie und Freunden sehr gerne zu Besuch dorthin. In der Zwischenzeit fällt es ihr manchmal schwer, die argentinische Mentalität zu akzeptieren: „...trotzdem fühle ich mich weiterhin als Argentinierin.“ Ihre Arbeit in einem „lateinamerikanischen Ambiente“ be­stärkt dieses Gefühl.

Die argentinische Militärdiktatur erlebte Marcela eher am Rande: „...1976 war ich 13, und es war mir nicht sehr bewußt, was gerade passierte.“ Erst später, als sie mit dem Sohn eines Mitarbeiters einer Menschenrechtsorganisation, der 9 Monate lang entführt und gefoltert wurde, zusammen war, bekam sie die Repression des Militärs am eigenem Leib zu spüren. Beide wurden ein paarmal von Zivilleuten auf der Straße verfolgt, aber sie kamen heil davon, „...weil es nicht mehr die gefährlichste Zeit war“. Ihre Familie weiß bis heute nichts davon: „Ich wollte sie nicht beunruhigen, weil schon meine Schwester das ‚Ganze‘ viel intensiver mitbekommen hatte. Sie hat sich viel mehr in Politik eingemischt. Ich kann mich noch erinnern, als die Uniformierten mit Gewehren in die Disco rein kamen und unsere Ausweise sehen wollten, aber es war nicht so traumatisch für mich...wie für andere...“

Warum sie letztendlich in Deutschland lebt, reflektiert Marcela: „Vielleicht wollte ich in der Nähe von meiner Schwester und auch freier von meiner Mutter sein. Oder ich wollte vielleicht dort leben, wo meine Eltern geboren sind...? Es können viele Gründe sein..., wer weiß, ob mein Kind später nach Argentinien will...“ Marcela erzählt, daß die Cousins ihres Vaters, die in die USA ausgewandert sind, „nicht verstehen können, daß ich und meine Schwester in Deutschland leben“. Sie zweifelt auch, ob sie hier wäre, wenn ihr Vater noch leben würde: „...weil er sein Leid der Auswanderung wegen viel stärker auf uns übertrug. Wir sind beide erst nach dem Tod meines Vaters nach Deutschland gekommen. Vielleicht hätte er versucht, mich zu bremsen...“ Ihre Mutter habe sicher auch sehr gelitten, aber „sie schwieg...“. Trotz allem freut sich Marcela sehr, diesen Schritt nach Deutschland gemacht zu haben.

Ihre mehrfache Zugehörigkeit gab Marcela eine große Hor­izont­erweiterung und eine Weiterentwicklung für ihr Leben: „Das gilt vor allem für die argentinische und die deutsche Seite. Für meine jüdische Seite hätte ich mir gewünscht, daß ich mehr Identifikation und weniger Angst und Scham gefühlt hätte...“

4.3 Ricardo L., 48, Diplom-Physiker

„Meine Eltern hatten keine unkontrollierte Aversion gegen die Deutschen und die Vergangenheit...“

Ricardo ist 48 Jahre alt und lebt seit 22 Jahren in München. Er ist mit einer Engländerin verheiratet. Er arbeitet als Physiker beim Europäischen Patentamt in München.

Ricardo ist als erster von zwei Söhnen 1953 in Buenos Aires geboren. Sein Vater, der 1987 verstorben ist, war Angestellter in einer großen argentinischen Firma. Er wanderte 1933, mit 20 Jahren, zuerst von Deutschland nach Holland aus, weil er als Jude nicht mehr an der deutschen Universität studieren durfte. Drei Jahre später, 1936, emigrierte er nach Argentinien. Seine Mutter, von Beruf Diplom-Psychologin, wanderte 1938, mit 11 Jahren, zusammen mit ihren Eltern nach Argentinien aus. Ricardo erzählt, daß seine Mutter die Judenverfolgung viel intensiver erlebt hätte als sein Vater, der schon 1933 von Deutschland weggegangen war.

Ricardo erzählt, daß trotz des Schicksals der Eltern zu Hause „keine unkontrollierte Aversion gegen die Deutschen und die Vergangenheit vorhanden war. Ganz im Gegenteil, wir sprachen zu Hause deutsch, ich habe bis zu meinem dritten Lebensjahr nur deutsch gesprochen, erst im Kindergarten und mit meinem Bruder sprach ich Spanisch...“ Außerdem hatten seine Eltern einen ausschließlich deutsch-jüdischen Freundeskreis, mit dem sie nur deutsch sprachen („sie hatten praktisch keine argentinischen Freunde...“).

Ricardo und sein Bruder besuchten, sowohl in der Grundschule als auch im Gymnasium, „argentinische“ Schulen. Nach dem Abitur studierte er Physik, zwei Jahre in Buenos Aires und vier in Bariloche (Süden von Argentinien). Danach beschloß er, seinen Doktor im Ausland zu machen. Er hatte damals zwei gleich gute Möglichkeiten: die eine in den USA, die zweite Option war, nach Deutschland zu gehen. Die Wahl fiel ihm nicht schwer: „Ich war neugierig, die Kultur meiner Familie kennenzulernen. Außerdem hatte ich zu den Vereinigten Staaten keine emotionale Bindung und zu Deutschland schon...“

Ricardo identifiziert sich sehr mit der deutschen Kultur, der Sprache, der Musik und der Literatur, „was ich sicherlich von meinen Eltern übernommen habe. Es war auch der Grund, warum ich letztendlich nach Deutschland kam.“

Ricardo empfindet das Leben hier in Deutschland auch als einfacher; er meint damit „das Organisatorische und die zwischenmenschlichen Beziehungen im beruflichen Bereich“. Aber im privaten Bereich scheint Ricardo der Umgang zwischen den Menschen in Argentinien mehr zu liegen, weil „es hier sehr schematisch ist“: „Die meisten meiner Freunde sind meist spanischsprechende Ausländer, bei befreundeten Paaren ist zumindest einer von beiden aus dem Ausland...“

Wenn es um den „Ort“ geht, mit dem Ricardo sich identifiziert und wo er auch nach wie vor gerne leben würde, dann fällt seine Wahl eindeutig auf Argentinien. Bei seiner Berufswahl war es aber von Anfang an klar (auch den Eltern), daß er nicht in Argentinien bleiben könne, da die Physik in Argentinien seit den 70er Jahren fast nicht mehr existent ist. Damals glaubte Ricardo noch, daß er nach dem Erhalt seines Dokortitels wieder nach Argentinien zurückkehren würde. Aber die Situation in seinem Beruf hatte sich dort nicht gebessert, sondern eher noch verschlechtert.

Zu seiner jüdischen Abstammung sagt Ricardo: „Ich bin nicht religiös, ich bezeichne mich eher als Atheist. Ich fühle so etwas wie eine wenig definierte Zugehörigkeit zum jüdischen Volk.“ Als er 14 Jahre alt war, so erinnert er sich, hatte er einen sehr starken Bezug zur Religion. Das ging so weit, daß er sogar Rabbiner werden wollte, aber „es war nur eine Phase...“. Er ist viele Jahre seiner Kindheit und Pubertät in eine liberale jüdische Institution („Lamroth Hakol“) gegangen, um an kulturellen und sozialen Jugendaktivitäten teilzunehmen. Mehr als den religiösen Aspekt, empfand er damals die gemeinsame Abstammung und „die Zugehörigkeit zu einer Gruppe“ als angenehm. Als Ricardo in Deutschland ankam, war es ihm nicht wichtig, „jüdische Kontakte“ zu knüpfen. Seine Freunde sind fast ausschließlich „nicht-jüdisch“.

Einige Verwandte haben ihm schon mal früher die Frage gestellt: „Wie kannst Du in dieses Land zurückkehren?“ Diese Frage fand er „ein bißchen impulsiv..., weil genau diese Personen Kinder haben, die inzwischen auch in Deutschland leben...“

Die Reaktion der Eltern, als er beschloß nach Deutschland zu kommen, war positiv gewesen, weil beide „ziemlich realistisch sind und sahen, daß in Deutschland eine völlig neue Ära angefangen hatte“.

Ricardo empfindet, daß es in Deutschland weniger Antisemitismus als in Argentinien gibt: „Die wenigen antisemitischen Anschläge, die ich hier mitbekam, haben mich sehr berührt. Trotzdem habe ich hier nicht das Gefühl, auf einem Pulverfaß zu sitzen...“

Obwohl in seiner Familie viel über die Judenverfolgung gesprochen wurde, wollten beide Eltern nicht sehen (nicht gewußt...), was während der argentinischen Militärdiktatur eigentlich passierte. „Sie glaubten die offizielle Version, die man auch glauben sollte...“, und er erinnert sich, daß er oft über dieses Thema mit ihnen diskutiert hatte.

Ricardo fühlt sich glücklich über seine dreifache Identität: „Ich fühle mich sowohl in Argentinien als auch in Deutschland stark verwurzelt, und trotz meiner geringen jüdischen ‚Komponente‘ (heute) bin ich stolz, Jude zu sein und „dieses Erbe in mir zu tragen...“

Den Kontakt zu Ricardo bekam ich durch eine Schulfreundin, die in Bonn lebt. Als ich ihn telefonisch erreichte und über mein Anliegen informierte, reagierte er sehr positiv, und wir vereinbarten gleich einen Termin für die nächsten Tage.

Ricardo und seine Frau leben sehr schön mitten im Grünen, nicht weit weg von München. Im Wohnzimmer – wo wir auch das Interview führten – fiel mir gleich auf, daß klassische Musik eine große Rolle in seinem Leben spielt. Mich beeindruckte sein überaus schönes und gewähltes Spanisch, obwohl er schon 22 Jahre in Deutschland lebt, mit seiner Frau englisch spricht und in der Arbeit mehrere Sprachen benutzt. (Bei der Übersetzung dieses Interviews habe ich zum ersten Mal zum Wörterbuch greifen müssen...)

Ricardo mußte durch meine Fragen ein wenig „angestupst“ werden, um ins Erzählen zu kommen. Seine Antworten waren relativ kurz, aber mit einer ausgesprochen klaren Linie und ohne ein einziges Mal vom Thema abzuschweifen.

Mir fiel auf, daß Ricardo wenig über innerfamiliäre Beziehungen sprach, dennoch genoß ich das Gespräch, und Ricardo brachte mich auch auf ein paar neue Aspekte, die meine Arbeit bereicherten. Nachdem ich das Aufnahmegerät ausgeschaltet hatte, kam seine Frau dazu und wir unterhielten uns noch eine Weile zu dritt.

4.4 Ernesto L., 45, Diplom-Ingenieur:

„Obwohl ich vom Judentum entfernt bin, ist meine eigene Geschichte jüdisch... Warum bin ich denn geboren? Wenn ‚das‘, was passiert ist, nicht passiert wäre, hätten sich meine Eltern nicht kennengelernt...“

Ernesto ist 45 Jahre alt und lebt seit 4 Jahren in München. Er ist geschieden und arbeitet als Bauingenieur am Europäischen Patentamt. Er ist Musiker und spielt Geige in einem symphonischen Laienorchester. Die biographischen Daten der Eltern habe ich bereits im Portrait seines Bruders Ricardo beschrieben.

Ich habe Ernesto über seinen Bruder Ricardo kennengelernt. Wir führten das Interview in seiner wunderschönen Dachwohnung. Dieses Treffen gestaltete sich von Anfang an anders, weil Ernesto sich wünschte, mehr gefragt zu werden. Obwohl ich mit meinen Fragen aktiver an dem Gespräch teilnahm, antwortete Ernesto sehr ausführlich. Es ergab sich ein sehr intensives, langes und offenes Gespräch.

In diesem letzten Interview war mein Leitfaden schon ausgereifter und ich fühlte mich auch viel sicherer.

Ernesto ist als zweiter Sohn 1956 in Buenos Aires geboren. Ernesto beschreibt sein Elternhaus als sehr harmonisch: „Sie funktionierten wie eine Einheit, sie hatten sicher auch ihre Konflikte, aber die habe ich nicht mitbekommen...“

Seine Mutter übernahm „die Organisation“ zu Hause. Nach außen schien es, als ob sie alleine alle Entscheidungen traf. Aber Ernesto weiß, daß Alles zuvor stets mit seinem Vater abgesprochen war. Ernesto beschreibt seinen Vater als sehr zurückhaltend, als einen sehr guten und gebildeten Menschen. Er konnte mit ihm gut reden, „aber nicht über persönliche Dinge“. Ernesto schildert sehr stolz, daß, wenn er früher seinen Vater in der Firma besuchte, er von dessen Mitarbeitern ein sehr positives „Feedback“ zu hören bekam: „Er war ein sehr respektierter Mann, immer aufrichtig und gerade heraus...“ Es gab eine Zeit, „...da habe ich mich mit meinem Vater sehr identifiziert“. Im Gegensatz zu seiner Mutter ist er zu seinem Vater „nie“ auf Konfrontation gegangen. Vor allem während seiner Adoleszenz hatte er mit ihr viele Auseinandersetzungen: „Heute nicht mehr, aber sie wollte viel von mir wissen und drang oft in meinem Leben ein...“

Ernesto ging in eine argentinische Grundschule, in der es samstags Deutschunterricht gab. In diese Schule gingen viele Kinder der deutsch-jüdischen Einwanderer. Zu Hause wurde deutsch gesprochen („auch beide Sprachen gemischt“). Er erzählt weiter: „Meine Eltern wollten, daß wir uns in Argentinien integrieren.“ Aber sie wollten auch, daß Ernesto während seiner Jugend in eine jüdische Institution geht, aber „ich fühlte mich dort nicht wohl, ich weiß nicht warum..., vielleicht fehlte die Affinität“. Zu Hause ging die Familie den jüdischen Traditionen nach, „nicht zu viel, aber die Hohen Feiertage wurden gefeiert...“. Obwohl er früher wenig mit dem Judentum zu tun haben wollte, berührt ihn heute alles, was mit Israel oder mit dem Holocaust zutun hat.

Als Ernesto zusammen mit seinem Bruder Ricardo 1980 zum ersten und einzigen Mal Israel besuchte, beschreibt er seine große Berührtheit, die er verspürte, als er in Jerusalem eine Chanukka-Zeremonie an der Klagemauer miterlebte. (Chanukka ist ein achttägiges Lichterfest zur Erinnerung an den Sieg der Makkabäer über die Syrer im Jahre 165 v. Chr.). Ernesto glaubt, daß er sich seit dieser Reise mehr mit dem Judentum identifizieren kann. Später hatte Ernesto in Argentinien seine einzige jüdische Freundin, deren Familie ziemlich religiös war. Er fühlte sich „wie zu Hause...“. Obwohl sich Ernesto als Atheist beschreibt, ist er stolz auf seine jüdische Abstammung. Wenn heute eine scheinbar „gefährliche“ Diskussion droht, „kläre ich ‚es‘ von Anfang an, damit keine Mißverständnisse aufkommen...“. Nur einmal hatte Ernesto ein unangenehmes Gespräch mit einem österreichischen Arbeitskollegen aus Kärnten („wie Haider...“). Aber sonst spürt Ernesto meistens großes Interesse von Deutschen an seiner Familiengeschichte.

Ernesto erzählt, daß er sich seit seinem achtzehnten Lebensjahr fast wie ein Einzelkind fühlte, da sein Bruder Ricardo schon in den 70er Jahren zum Studium in den Süden Argentiniens gegangen war.

Trotz der Tatsache, daß Ernesto nicht mehr bei seiner Mutter wohnte und bereits verheiratet war, fiel ihm die Entscheidung schwer, nach Deutschland zu gehen: „Sie freute sich zwar für mich, aber nicht für sich.“

Er schildert, sie hätte aufgrund der Verfolgung viel gelitten und große Ängste gehabt: „Wir mußten immer die Pässe in der Tasche haben, weil man nie wissen konnte, was passierte... So war es für mich wirklich schwer, irgendwo Wurzeln zu schlagen.“ Es gab eine Zeit, wo er sich fragte, „...bin ich Deutscher, Argentinier oder Jude? Na ja, eine Mischung von allen dreien wohl...“.

Ernesto arbeitete in Argentinien fünf Jahre lang als Bauingenieur in einer Baufirma. Dann wollte er vom Bauwesen und von seinem Chef „nichts mehr wissen“. Mit 31 Jahren wagte er den Wechsel in die Patent- und Markenbranche. Elf Jahre war er in diesem Bereich tätig. „Es faszinierte mich, ich hatte auch eine gute Position erreicht, doch die Konkurrenz, die da herrschte, war brutal und sehr stressig.“ 1997 erfuhr Ernesto durch seinen Bruder, daß im Europäischen Patentamt in München ein Bauingenieur gesucht wurde. Da Ernesto in einer Ehekrise steckte, bewarb er sich von Argentinien aus um diese Stelle. Er wurde zu einem Vorstellungsgespräch nach Deutschland eingeladen und bekam kurz darauf die Zusage. Die Tatsache, daß sein Bruder hier lebte, war ein wichtiger Grund, nach Deutschland und nicht in die USA zu gehen. Noch während seines ersten Jahres in München trennte er sich von seiner Frau. Seit seiner Trennung fühlt sich Ernesto sehr gut, kann wieder die „kleinen Dinge des Lebens genießen“. Er empfindet vor allem eine große innere Ruhe, auch ausgelöst durch die finanzielle Sicherheit, weil er in eine „gesicherte Zukunft“ blicken kann – etwas, was er von Argentinien nicht mehr kannte: „Ich jammerte in Argentinien über alles, mir fiel es einfach schwer, die positiven Dinge zu sehen, weil ich so gestreßt war...“

Ernesto widmete sich in München wieder „seiner“ Musik. Eine frühere Freundin aus Argentinien hat ihn in ein symphonisches Laienorchester als Geiger vermittelt.

In Bezug auf Freundschaften, „ist es hier nicht so wie in Argentinien... Bis auf wenige Ausnahmen sind die Deutschen distanzierter und zu kopfgesteuert, doch mit der Zeit werden sie lockerer...“

Während eines früheren Deutschlandaufenthalts hatte er sich hier schon heimisch gefühlt: „In der S-Bahn sah und hörte ich die älteren Damen, die deutsch sprachen, und ich dachte mir, die sind wie meine Oma...“ Das Deutsche ist, „was uns am meisten geprägt hat...“.

Die spanische Sprache beschreibt Ernesto als „die Sprache der Freunde, der Schule“. Auf Spanisch kann er sich besser ausdrücken, auch in der Arbeit „spreche ich ca. 60% der Zeit spanisch mit meinen Kollegen aus Spanien“.

Seit Ernesto in München lebt, ist die Beziehung zu seinem Bruder besser und enger geworden. Nach einer anfänglichen Krise fühlt Ernesto sich

seinem Bruder sehr nahe: „Ich glaube, wir haben aufgehört zu konkurrieren und wir respektieren uns gegenseitig.“

Er erzählt, daß es zu Hause „nicht viel Politik gab...“. Die Eltern seien nicht sehr gegen die Militärdiktatur gewesen, da mehr Ordnung herrschte. Er hatte gedacht, die ausländischen Medien wollten Argentinien nur schaden, wenn sie berichteten, daß es in Argentinien Konzentrationslager gab. Aber Ernesto meint, er hätte sich über sich geärgert, als er erfuhr, welche Grausamkeiten tatsächlich geschehen waren. Er beschreibt auch die Angst, die er verspürte, sobald er einen „grünen Falcon“ sah (Militärs in Zivilkleidung fuhren grüne Ford Falcon bei ihren Einsätzen).

Ernesto fliegt relativ oft nach Argentinien, um seine Mutter zu besuchen. Für ihn bedeutet „Heimat“ das Haus der Eltern, „da, wo ich geboren bin, wo ich immer gelebt habe“.

Obwohl Ernesto sich früher manchmal gewünscht hätte, eindeutig „entweder nur Argentinier oder nur jüdischer Zionist“ zu sein, ist er heute sehr dankbar für seine dreifache Zugehörigkeit.

5. Auswertung

5.1 Beobachtungen zum Ablauf der Interviews

Bei der Auswertung der Interviews zeigten sich – unabhängig von der individuellen Geschichte meiner Interviewten – Gemeinsamkeiten, die sich aus der besonderen Familiensituation als Immigrantenkinder ergaben. Es fielen mir auch Parallelen in der Gestaltung der Interviews auf. Damit ist der individuelle Aufbau und Verlauf des Interviews gemeint, welche Themen sie auswählten bzw. vermieden oder nicht spontan ansprachen. Dadurch wurde mir klar, welche Schwerpunkte sie setzten.

Die erste Frage, die ich im Interview stellte, war die offene Einstiegsfrage:

„Ich bin an Deiner Lebensgeschichte interessiert, an Deiner Zeit (Kindheit/Jugend) in Argentinien, an Deiner Entscheidung nach Deutschland zu kommen, und wie es ist für Dich, hier zu leben.“

Wie ich bereits im Methodenteil beschrieb, ließ diese Frage viel Raum für freies Erzählen. Die Regie war bei der Gestaltung der Erzählung dem Biographen überlassen (Rosenthal 1995, S. 189).

Lea und Marcela gestalteten ihre Erzählung auf meine Anfangsfrage hin sehr flüssig und ausführlich (ca. eine $\frac{3}{4}$ Stunde), ohne daß ich durch Nachfragen „anstoßen“ mußte. Beide begannen – im Gegensatz zu den Brüdern Levy – mit der Vergangenheit bzw. mit ihrem Leben in Argentinien. Lea beschrieb zunächst die Immigration der Eltern, was Marcela gar nicht erwähnte. Für sie stand zunächst die frühere Kindheit und Jugend im Mittelpunkt ihrer Erzählung. In der Rekonstruktion ihrer Biographien war der bereits verstorbene Vater bei beiden Schwestern oft gegenwärtig.

Erst als ich das Interview mit Lea anhörte und parallel dazu las, fiel mir stark auf, wie oft das Wort *Angst* vorkam, obwohl Lea überhaupt nicht ängstlich auf mich wirkte. Wichtige Themen für Lea, die sie von sich aus ansprach, waren ihre behütete Kindheit und Jugend, ihr „jüdischer“ Identitätskonflikt und die Zeit der argentinischen Militärdiktatur.

Marcela hatte andere Schwerpunkte für ihre Erzählung. Sie sprach sehr offen über ihre Gefühle im allgemeinen, über die Atmosphäre in ihrer Herkunftsfamilie und über die innerfamiliären Beziehungen. Themen wie jüdische Identität oder Politik mußte ich in der Nachfragephase aufgreifen.

Die Brüder Levy begannen mit der Gegenwart und mit ihrer Entscheidung nach Deutschland zu kommen. Trotz des ähnlichen Anfangs gestalteten sich die Interviews sehr unterschiedlich. Bei Ricardo mußte ich früh mit dem Nachfragen beginnen. Er antwortete kurz, klar und präzise, ohne abzuschweifen. Mir fiel auf, daß er ausschließlich auf meine Themenbereiche einging, aber Persönliches, wie z.B. den Tod seines Vaters, unerwähnt ließ. Als ich das Thema *Politik in der Familie* ansprach, besonders die argentinische Militärdiktatur, hat Ricardo sehr angeregt seine Meinung dazu geäußert: *„Als die Verfolgungen in Argentinien anfangen, haben meine Eltern, beide, nicht gemerkt, was eigentlich passierte...“*

Bei Ernesto entwickelte sich das Interview sehr bald zum Gedankenaustausch, zum Gespräch. Die Struktur des „Interviews“ (Eingangs-, Nach- und Bilanzfrage) war dadurch aufgeweicht. Er forderte gleich zu Beginn: *„Eigentlich bin ich jemand, der lieber antwortet...“* Somit ist für mich rückwirkend nicht mehr eindeutig feststellbar, welche Themen er von sich aus aufgriff und welche er auf Nachfrage beantwortete. Die Erzählung wurde, entgegen meiner ursprünglichen Absicht, zwangsläufig sehr stark von mir gelenkt. Er verwendete oft spanische Umgangssprache, woran ich merkte, daß er nicht sehr lange von Argentinien weg war. Ernesto sprach offen über Gefühle, über seine Beziehung zu den Eltern und zu seinem Bruder.

5.2 Migration und Identität

„Die Emigranten, die in einem Boot oder Flugzeug auf eine ihnen noch unreal vorkommende Welt zusteuern, wissen noch nicht, daß es längerer Zeit bedürfen wird (und zwar auch nachdem sie festes Land betreten haben), bis sie dieses Land als ‚wirklich fest‘ erleben können. Die ‚Seekrankheit‘ der Reise wird nicht so schnell verschwinden.

Die Migration ist so ein weitreichender Prozeß, daß er wahrscheinlich niemals enden wird, genau wie man nie den Akzent der Heimatsprache verliert.“

(Grinberg/Grinberg 1990, S. 83)

Wir leben heute in einer globalisierten Welt, wo Migrationen, sei es aus politischen, wirtschaftlichen, sozialen oder anderen Ursachen, keine Ausnahme mehr darstellen.

Die Fähigkeit, selbst zu bleiben und eine gewisse Stabilität trotz Veränderungen (in diesem Fall ist es eine Migration) zu erhalten, bilden die Grundlagen der personalen Identität.

„Personale Identität ist eine permanent gegenwärtige Erfahrung. Sie kann im Hinblick auf die Erfahrung von personaler Kohärenz und von personaler Kontinuität spezifiziert werden. ‚Kohärenz‘ meint, daß eine Person sich als ein und dieselbe erfährt. Der Ausdruck ‚Kontinuität‘ steht dafür, daß eine Person sich als dieselbe über die Zeit erlebt“ (Mecheril/Bales 1994).

Die soziale Identität einer Person entwickelt sich auf der Grundlage der Bindungen an andere, als Ergebnis von Interaktionsprozessen. Sie wächst in der Beziehung zur Gesellschaft, die die Entwicklung des Zugehörigkeitsgefühls ermöglicht. Diese soziale Identität wird mit einer Migration am stärksten angegriffen, denn die größten Veränderungen geschehen in Bezug auf die Umwelt, wo anfänglich alles neu und unbekannt ist. Für eine erfolgreiche Integration im neuen Land und für die Aufrechterhaltung des Identitätsgefühls scheint die Entwicklung dieses Zugehörigkeitsgefühls (‚Dazu-gehören‘) notwendig und unverzichtbar zu sein (Grinberg/Grinberg 1990).

Nach Keupp geht es bei Identität immer um die Herstellung einer Passung zwischen dem subjektiven „Innen“ und dem gesellschaftlichen „Außen“, also um die Produktion einer individuellen sozialen Verortung (Keupp-Seminar 1998). Der Mensch wird zum Produzenten seiner „individuellen Lebenscollage“ (Keupp 1988, S. 432).

„Identität entsteht an den Schnittstellen von persönlichen Entwürfen und sozialen Zuschreibungen“ (Krappmann in Keupp 1997, S.67). Anders ausgedrückt: „Identität bildet ein selbstreflexives Scharnier zwischen der inneren und der äußeren Welt. Genau in dieser Funktion wird der Doppelcharakter von Identität sichtbar: Sie soll einerseits das unverwechselbar Individuelle, aber auch das sozial Akzeptable darstellbar machen. Insofern stellt sie immer eine Kompromißbildung zwischen ‚Eigensinn‘ und Anpassung dar“ (Keupp-Seminar 1998).

Ins Ausland zu gehen, für einige Zeit ganz anders zu leben und zu arbeiten, gibt einem die Chance, sich in einer neuen Umgebung zu erleben.

Diese Chance wahrzunehmen bedeutet gleichzeitig den Verlust von vertrauter Umwelt. Persönliche Beziehungen (Familie, etc.), auch die

Sprache, bekannte Orte, Klima (Sonne!), typische Gerüche, Essen, überhaupt bekannte und geliebte Objekte gehen zunächst „verloren“, ebenso wie Lebensart, Verhaltensarten und Codes (wo die Worte überflüssig sind). Dies alles beinhaltet Erinnerungen und intensivste Gefühle. „Es handelt sich um eine Erschütterung, die die ganze psychische Struktur erbeben läßt...“ (Grinberg/Grinberg 1990, S. 29).

Wer wir sind, wie wir uns und andere in der Welt wahrnehmen und bewerten, das macht unsere Identität aus. Eine Migration bedeutet zuerst immer einen Bruch in unserer Identität. Es gehen Teile des eigenen Ichs verloren. Der/die Migrant/in hatte vor der Auswanderung einen festen Platz (egal welchen) in seiner Welt. Mit der Migration muß er sich aus eigener Kraft einen Platz in der neuen Welt erobern. Traditionen, Gewohnheiten und Rituale gaben Sicherheit und wirkten wie magische Kräfte auf die Persönlichkeit. Fallen sie vorübergehend weg, zeigt sich ein gewaltiger Bruch. Von nun an hängt es vom Individuum ab, seine aktive Anpassungsfähigkeit in Gang zu setzen. Der/die Migrant/in muß nach und nach sein „Identitäts-Puzzle“ wieder zusammensetzen.

Das argentinische Psychoanalytiker-Ehepaar Grinberg betont, daß in der anfänglichen Phase der Eingewöhnung im neuen Land das Individuum unbedingt jemanden (eine Person oder Gruppe) in der neuen Umwelt braucht. Er übernimmt stützende Funktionen, um dem/der Migranten/in das „Sich-Reorganisieren“ zu ermöglichen (in Hilgers 1999, S. 72). Auch eine stabile Partnerschaft bzw. familiäre Stabilität, berufliche Bestätigung und Zufriedenheit spielen bei der vorübergehenden und notwendigen Orientierungskrise eine sehr wichtige Rolle. Im Fall von Ricardo und Ernesto ist dies berufliche Bestätigung, bei Lea der Freund des Vaters, der sie mit „so offenen Türen“ empfing. Marcela findet ihren Halt bei Lea und in ihrer damaligen Beziehung.

„Doch die gewaltige Herausforderung kann auch persönliches Wachstum bedeuten. Entscheidend sind die Stabilität der Persönlichkeit vor der Migration und die Fähigkeit, mit neuen Situationen zurechtzukommen und Verluste zu verarbeiten“ (Hilgers 1999, S. 70). Je stabiler die psychische Struktur ist, umso weniger wird die/der Migrant/in unter der massiven Veränderung leiden. Das Ehepaar Grinberg (1990, S. 63) sieht im Vorhandensein einer stabilen Bindung zu einem „guten, fest verankerten inneren Objekt“ eine Befähigung des Ichs, diese äußeren und inneren Veränderungen positiv anzunehmen, zu verarbeiten und sogar aus diesen Veränderungen reicher hervorzugehen.

„Die Art, wie der jeweils andere mit Konflikten und Krisen, mit Freunden und Verwandten, Gästen oder auch mit Zeit und Arbeit umgeht, kann die persönlichen Verhaltens- und Erlebnismöglichkeiten erweitern und so dazu beitragen, über bessere und flexiblere sogenannte Copingmechanismen – das sind Kompensations- und Bewältigungsstrategien – zu verfügen“ (Hilgers 1999, S. 74).

Verfügt der/die Migrant/in über ausreichende Verarbeitungsmöglichkeiten, dann wird er/sie nicht nur die Krise überwinden, sondern sie wird zusätzlich eine Art „Wiedergeburt“ darstellen, die mit der Weiterentwicklung seines/ihrer kreativen Potentials einhergeht (Grinberg/Grinberg 1990, S. 15).

Auf das Thema meiner Arbeit bezogen schreibt Ehepaar Grinberg (1990, S. 153): „Nicht immer destabilisiert die Migration das Identitätsgefühl. In manchen Fällen kann die – bewußte oder unbewußte – Entscheidung zu einer Migration ein Versuch sein, das Identitätsgefühl durch den direkten Kontakt zu Orten zu festigen, die die Wiege der Vorfahren waren. Diese Orte sind (...) mit emotionalen Bedeutungen überzogen worden und stellen die urtümlichen und ersehnten Wurzeln dar.“ In diesem Fall ist die Identitätssuche in dem Migrationsprozeß eingebunden.

Eine Brücke zur Vergangenheit zu bauen, ist eine natürliche Art, die Identität zu bewahren. Wenn wir wissen, woher wir kommen, wissen wir besser, wer wir sind. Dann wird auch deutlicher, wohin wir gehen. Auf diese Weise kann ich Lebensrückblick und Identität in enger Beziehung zueinander sehen.

Eine Migration ist immer mit Schwierigkeiten und Konflikten verbunden. Vor allem ist die Bereitschaft und die Fähigkeit gefragt, sich mit Menschen einer anderen Nationalität oder Kultur auseinanderzusetzen. Handelt es sich im Fall meiner Interviewten um eine „andere“ Nationalität oder eine „neue“ Kultur? Ernesto und Lea verdeutlichen durch ihre Aussagen, daß Deutschland für sie keine ganz neue und fremde Umgebung war: *„In der S-Bahn sah und hörte ich die älteren Damen, die deutsch sprachen, und ich dachte mir, die sind wie meine Oma. Sie reden wie meine Oma... Man fühlt sich wie zu Hause. Auch die gleiche Sprache wie daheim...“* Lea: *„Ich fühle mich sehr wohl hier, ein bißchen wie zu Hause, vielleicht weil mir das Ganze nicht so fremd erschien, da ich aus einer deutschen Familie komme...“*

„Die Verrichtung derselben Arbeit, die Erhaltung des gleichen beruflichen Status auf derselben Stufe wie im Herkunftsland und die Zugehörigkeit zum gleichen gesellschaftlichen Milieu sind Faktoren, die das Identitätsgefühl stützen“ (Grinberg/Grinberg 1990, S. 153). Da meine Interviewten zweifellos unter vorteilhaften Bedingungen und mit keinen wirtschaftlichen Sorgen hier in Deutschland leben, ordne ich sie dem Status der „privilegierten Immigranten“ zu. Trotz dieser günstigen Voraussetzungen, die eine bessere und schnellere Adaptation an das neue Milieu ermöglichen, wird immer die psychische und emotionale Stabilität auf die Probe gestellt.

„Kulturelle Vielfalt geht immer auch mit Ambivalenzerfahrungen einher“ (Keupp 1999, S. 177). Die Erfahrung von Ambivalenzen kann gelegentlich Identitätskrisen mit sich bringen. So fragte sich Ernesto früher: *„Bin ich Argentinier, bin ich Jude oder bin ich Deutscher? Na ja, eine Mischung von allen dreien wohl... Manchmal wünschte ich mir, entweder nur Argentinier oder nur jüdischer Zionist zu sein.“* Lea: *„In Argentinien war ich keine ‚echte‘ Argentinierin, weil ich die Tochter der Deutschen und auch nicht katholisch war. Ich war nicht ‚chicha ni limonada‘ (weder – noch). Manchmal fühle ich mich wie gespalten, ich bin eben diese Mischung... Hier fühle ich mich als Argentinierin, aber auch keine typische...“* Marcela und Ricardo sind weitgehend vom Identitätskonflikt verschont geblieben.

Trotzdem sind bei solchen Lebensläufen Ambivalenzen und Widersprüche fast unvermeidlich. Aber ein gelungener Umgang mit diesen Ambivalenzen und die Fähigkeit, Situationen aushalten zu können, die nicht klar und eindeutig sind, bilden die besten Grundlagen für eine „gelungene multikulturelle Identität“. Mecheril und Bales (1994, S.49) sprechen hier von interkulturellen Kompetenzen, wie „Ambivalenzbewältigungskompetenz“ und „Ambiguitätstoleranz“.

„Nur die gute Beziehung zu den inneren Objekten, die Akzeptanz der Verluste und die Verarbeitung der Trauer wird eine differenzierte Integration der beiden Länder, der beiden Zeiten, der vorherigen mit der jetzigen Gruppe ermöglichen; so kann sich das Identitätsgefühl reorganisieren und konsolidieren, und der Immigrant bleibt trotz aller Veränderungen und Umgestaltungen er selbst“ (Grinberg/Grinberg 1990, S. 153-154).

5.2.1 Verwurzelung der Nachkommen

Es ist sehr schwer zu beurteilen, ob und inwieweit ein wirklicher Integrationsprozeß im Laufe der Zeit bei den deutschsprachigen jüdischen Einwanderern in Argentinien stattgefunden hat. Bei den Immigranten bestand ein Frustrationsgefühl, hatten sie sich doch in Deutschland völlig integriert, bevor der Nationalsozialismus sie ins Leere stieß. Aus dieser Erfahrung heraus versteht sich ihre Zurückhaltung und Vorsicht bei der Integration in der neuen Heimat. Diese zögernde Haltung haben sie ihren Kindern gegenüber nur sehr schwer verbergen können. Es verwundert nicht, wenn sich bei den in Argentinien geborenen Nachkommen oft das Gefühl der vollkommenen Integration nicht so recht einstellte.

Die Nachkommen erhielten zwei sich widersprechende Botschaften, die sich im folgenden Satz ausdrücken: *„Integriert euch in diesem Lande, bleibt aber immer auf der Hut.“* Dieser unbewußte Auftrag hatte oft einen großen Einfluß auf das Gefühl der Entwurzelung, das bei den Nachkommen zu beobachten ist (Schwarcz 1995, S. 75). Ernesto: *„Wir mußten immer die Pässe in der Tasche haben, weil man nie wissen konnte, was passierte. So war es für mich wirklich schwer, irgendwo Wurzeln zu schlagen.“*

Obwohl die Familien meiner Interviewten sich darum bemühten, ihren Kindern die Möglichkeit zu geben, sich als Argentinier zu fühlen und zu integrieren (argentinische und katholische Schulen), haben alle vier, mehr oder weniger, bewußt das Emigrantentum und Entwurzeltsein ihrer Eltern in sich aufgenommen. Diese Problematik wird besonders durch das große Bedürfnis der Eltern deutlich, die deutsche Sprache innerhalb der Familie lebendig zu erhalten. (Ricardo lernte erst beim Eintritt in den Kindergarten spanisch). Die deutsche Sprache ist heute noch „der Anker“ zu den deutschen Wurzeln.

Zur tieferen Verwurzelung meiner Interviewpartnerinnen – Lea und Marcela – in Deutschland trug meiner Meinung nach bei, daß sie hier Kinder bekommen haben. Auf den ersten Blick scheint es eine Wiederholung der Geschichte zu sein: So wie die Geburt der Nachkommen den Eltern half, sich leichter in das Gastland zu integrieren, erfahren es jetzt auch Lea und Marcela. Bei genauerem Hinsehen jedoch erkennt man einige Unterschiede:

- Deutschland war für sie nicht so fremd, wie es Argentinien für die Eltern war, da sie von Anfang an die deutsche Sprache beherrschten.

- Sie heirateten ebenso wie ihre Eltern einen deutschen Partner (Endogamie, siehe Punkt 3.2.3), aber hier wirkt sich dieses eher integrierend aus.

5.2.2 „Leichtere“ Emigration aus Argentinien?

Die unsichere wirtschaftliche Lage im Lande und politische Fehlentwicklungen veranlassen viele junge Erwachsene, vor allem Akademiker, Argentinien zu verlassen. Was früher ein Aufnahmeland war, hat sich zum „Emigrationsland“ entwickelt. Wir können annehmen, daß innerhalb der in Argentinien geborenen Nachkommengeneration eine gewisse „Leichtigkeit“ zur Migration besteht. Zu den Faktoren, die zu dieser „leichten“ Mobilität führen, zählen: die traumatische Migrationserfahrung der Eltern und ihre anfänglichen Schwierigkeiten, sich im Aufnahmeland zu integrieren, der starke Bezug zur deutschen Sprache, die wirtschaftlichen und politischen Krisen, wie auch die non-verbale Botschaft, „...immer auf der Hut zu bleiben“. Auch der idealisierte Blick ins Ausland bzw. nach Europa oder in die USA von seiten der Eltern spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Diana Treiber (1998, S. 6) schreibt in ihrem Buch „Lech Lecha“, daß „Migrationen über Ländergrenzen hinweg fast schon zur jüdischen ‚Normalbiographie‘ gehören“. „Wenn wir jedoch das Auswanderungsziel nicht nur aus einer individuellen Perspektive betrachten, sondern als eine mehrere Generationen umfassende Familiengeschichte, so nimmt die Frage der Weitermigration – oder, genauer gesagt, die Kontinuität der Migration – andere Bedeutung an“ (Schwarcz 1995, S. 68).

Das Ehepaar Grinberg (1990, S. 26) glaubt, daß es keinen spezifischen „Migrations-Persönlichkeitstypus“ gibt. Sie meinen eher, daß es eine Prädisposition zur Migration geben kann; dieses basiert auf der Konstitution und Geschichte jedes Individuums. Dies kann sich dann, in Abhängigkeit von Motivationen und äußeren Umständen, zu einem gegebenen Zeitpunkt manifestieren und das Individuum zur Migration veranlassen.

5.3 Jüdische Identität

„Was können Sie mir über Ihre jüdische Identität sagen? Was bedeutet es für Sie Jude zu sein?

Pech, das erste, was mir eingefallen ist, und das kam von Herzen.“

(Schwarcz 1995, S. 54)

Die traumatischen Erfahrungen der Verfolgung und der Zwangsemigration stürzten die Eltern der Interviewten in eine lebenslange Identitäts- und Zugehörigkeitskrise. Von heute auf morgen mußten sie ihre Identität als Deutsche „per Dekret“ abgeben, ein Teil ihres Wesens sollte aufhören zu existieren. Sie wurden mißachtet, lediglich weil sie Juden waren. Die „zweite“, jüdische Identität (der gelbe Davidstern...) wurde ihnen mit ausschließlich negativen Konnotationen und furchterregenden Folgen aufgezwungen. Es war nicht leicht für sie, sich mit den wertvollen Aspekten dieser Identität zu versöhnen (Schwarcz 1995, S. 305).

Bei all meinen vier Interviewten scheint auf den ersten Blick die jüdische Identität kaum noch vorhanden zu sein. Bei der Familie Levy bestand eine gewisse Tendenz, die jüdische Tradition weiterzuleben. Dies drückt sich aus, wie Ernesto erzählt, durch das gemeinsamen Feiern der Hohen Jüdischen Feiertage, wie Rosch Haschanah (= Neujahr), Pessach (= Fest zur Erinnerung an die Befreiung von der Sklaverei in Ägypten) und Chanukka (= achttägiges Lichterfest zur Erinnerung an den Sieg der Makkabäer über die Syrer 165 v.Chr.). Auch die Feier der Bar-Mizwa (= Konfirmation) und die Zugehörigkeit zu Einrichtung wie „Lamroth-Hakol“ waren weitere Verbindungen zur jüdischen Welt.

„Lamroth-Hakol“ ist eine jüdische Religions- und Kulturgemeinschaft. Sie wurde nördlich von Buenos Aires im Jahre 1944 von einer Gruppe von deutschen Juden gegründet. Ab 1954 übernahm Paul Hirsch das Rabbineramt. Zusammen mit dem Priester Leopoldo Pooli schuf er eine bedeutende ökumenische Bewegung der jüdisch-christlichen Verbrüderung, die viele junge Menschen anzog. Heute gehören Juden und Jüdinnen verschiedenster Herkunft der „Lamroth-Hakol“ an. Das spezifisch deutsch-jüdische Element verlor immer mehr an Gewicht. Diesen Prozeß kann man heute in allen Gemeinden, die ursprünglich von den deutsch-jüdischen Immigranten gegründet wurden, beobachten (Schwarcz 1995, S. 153-154).

Ricardo verbindet mit „Lamroth-Hakol“ sehr positive Erinnerungen: *„Ich bin viele Jahre meiner Kindheit und Jugend in die liberale – nicht religiöse – jüdische Institution ‚Lamroth-Hakol‘ gegangen und nahm ‚nur‘ an kulturellen und sozialen Jugendaktivitäten teil. Auch im Sommer ging ich sehr gerne in deren Ferienlager. Diese Phase – glaube ich – hat mir sehr viel bedeutet, und ich fühlte mich dort unter Gleichgesinnten auch wohl. Ich fand es schön, sich zu einer Gruppe zugehörig zu fühlen, wo die gemeinsame Abstammung über das Religiöse überwog.“* Ernesto erlebte es dagegen anders: *„Meine Eltern ‚schickten‘ mich in die ‚Lamroth-Hakol‘ und ich fühlte mich dort nicht wohl, ich weiß nicht warum, ...ich fühlte mich wie eingesperrt..., ich weiß nicht, wie ich es erklären soll...“*

In der Familie Nathan *„gab es keine Religion“*. Deshalb wurden beide Töchter nicht in eine jüdische Schule geschickt. Der Vater hatte Bedenken – fast ein schlechtes Gewissen – seine Töchter in eine argentinisch-katholische Schule zu schicken. Seine Zerrissenheit drückte sich teilweise dadurch aus, daß er den Rabbiner Hirsch fast um „Erlaubnis“ bat: *„Ob es denn sehr schlimm wäre, wenn ich meine Töchter in die katholische Schule schicken würde...?“*

Bei beiden Töchtern ist – meiner Meinung nach – auch diese Zerrissenheit zu spüren. Lea: *„Ich bin mit dieser Mischung aufgewachsen: ohne Religion zu Hause, in einer katholischen Schule und in einem katholischen Land wie Argentinien; ich hatte große Probleme, ...eher Angst meines Jüdischseins wegen...; immer diese Angst, daß die Leute mich fragen nach meiner Religion, woher mein Nachname stammt oder woher meine Eltern kommen...“* Lea verbarg ihre jüdische Herkunft: *„Ich glaube, es war die Angst abgelehnt und ausgegrenzt zu werden...“* Marcela: *„Während meiner Schulzeit bin ich in ein katholisches Gymnasium und später für das Lehramt auch in eine katholische Hochschule gegangen. Ich wagte dort nicht, über meine jüdische Abstammung zu erzählen und fühlte mich wie das schwarze Schaf...“*

Das „Nicht-erzählen-dürfen“ kann der Ursprung eines Familiengeheimnisses sein. Geheimnisse können das emotionale Klima von Familien und seiner Mitglieder tiefgehend beeinflussen, ohne daß die Quelle dieses Einflusses bemerkt wird. So kann das Gefühl des „Unheimlichen“ entstehen. Hier kann es zur „Loyalitätsspaltungen“ (Boszormenyi-Nagy/Spark 1995) kommen, die Schuld und Schamgefühle aufkommen lassen können. Eine gespaltene Loyalität kann sich einerseits durch das Bedürfnis nach

Loyalität zur Familie und andererseits durch das Bedürfnis nach Loyalität und Zugehörigkeit zur sozialen Umgebung entwickeln (Cierpka 1996).

Beide Töchter spürten das unausgesprochene und innere Leid ihres Vaters. Seine nicht verarbeitete Trauer und sein Schweigen übertrugen sich auf seine Töchter in Form einer diffusen Angst. Diese non-verbale Angstübertragung ist oft stärker und auch verwirrender. Lea: *„Mein Vater hat unter der Verfolgung viel mehr gelitten als meine Mutter, ...er hat viel mehr gesehen, viel mehr erlebt, ...und das ist ihm für das ganze Leben geblieben...“* *„Ich glaube, daß er nachts an Alpträumen litt, aber er wollte fast nie ‚darüber‘ sprechen, um uns nicht zu belasten.“*

Je mehr die Eltern gegenüber der nächsten Generation geschwiegen haben, desto größer ist die Identitätsproblematik. Das Schweigen sowohl innerhalb der Generationen als auch zwischen ihnen erschwert die jeweils individuelle Beschäftigung mit der Vergangenheit sehr.

Marcela: *„Mein Vater litt noch wegen der Verfolgung. Er war innerlich voller Angst und hat uns seine Angst übertragen, wir sollten vorsichtig sein und nicht erzählen, daß wir Juden sind...“* *„Ich bin Jüdin nur meiner Abstammung wegen, aber es fiel mir schon immer schwer zu erzählen, daß ich Jüdin bin, ...aus Angst und Scham..., ‚man‘ fühlt sich minderwertig...“* *„Ich weiß, daß einiges meiner Mutter sehr nahe geht, z.B. wenn sie ‚Pasing‘ hört, assoziiert sie es mit Hitler. Sie leidet im Stillen, ...in meiner Familie wurde viel geschwiegen...“*

Die Tatsache, daß Vater Nathan „schwieg“, während seine Töchter in diesem Interview „sprechen“, hat meines Erachtens mehrere Gründe: Für die Generation und den kulturellen Hintergrund des Vaters war es nicht üblich, über Gefühle zu sprechen, ganz zu schweigen über solche, die belastend wirkten. Im Gegensatz dazu, zeigt die Generation meiner Interviewten eine größere Bereitschaft zur Auseinandersetzung und Verarbeitung der Familiengeschichte.

In der Familie Levy wurde die Verfolgung mehr thematisiert. Ricardo: *„Über die Judenverfolgung wurde zu Hause viel gesprochen, hauptsächlich meine Mutter, die diese viel intensiver mitbekommen und darunter gelitten hatte, weil sie erst 1938 ausgewandert ist. Sie hat uns viele Geschichten erzählt, ...aus ihrer sehr persönlichen Sicht...“* Ernesto: *„Meine Mutter war sehr ängstlich und hatte aufgrund der Verfolgung viel gelitten. Wir mußten immer die Pässe in der Tasche haben, weil man nie wissen konnte, was passierte...“*

„Der jüdische Identitätsentwurf ‚Leben auf gepackten Koffern‘ kennzeichnet die Bereitschaft, Deutschland sofort zu verlassen, wenn die Gefahr unerträglich wird. Ursprung dieses Entwurfs ist die Erfahrung des Nationalsozialismus, den Zeitpunkt der noch möglichen Ausreise aus Deutschland verpaßt zu haben. Jüdische Menschen nach 1945 haben auf gepackten Koffer gelebt“ (Treiber 1998, S. 31).

Obwohl Ricardo und Ernesto heute kein Interesse an jüdischem Leben zeigen und auch keine jüdischen Freundschaften pflegen, antworteten sie mir auf die Frage nach der Bedeutung, Jude zu sein:

Ricardo: *„Ich bin stolz, Jude zu sein und dieses Erbe in mir zu tragen...“*

Ernesto: *„Ich war schon stolz darüber in Argentinien, ...ich verschweige es nicht, ganz im Gegenteil, ich bin stolz auf meine jüdische Abstammung.“*

Ricardo und Ernesto bezeichnen sich als Atheisten, aber diese Selbstbezeichnung gab mir nicht den Anschein, daß sie ihre jüdische Identität abgelegt haben. Ernesto erzählt, daß er zusammen mit Ricardo Israel besuchte, was ihn sehr berührte, und durch diese Erfahrung zu einer stärkeren Identifikation mit seinen jüdischen Wurzeln kam. So kann man „Israel als identitätsstiftendes Moment“ betrachten (Treiber 1998, S.38).

Ernesto hatte in Buenos Aires eine jüdische Freundin, und bei ihr fühlte er sich *„wie zu Hause. Es war ein schönes Gefühl von Geborgenheit. Es hat mit meinen Wurzeln, mit meiner Geschichte zu tun...“*

In den Aussagen meiner vier Interviewten wird es sehr deutlich, daß die unterschiedliche Auseinandersetzung mit der Erinnerung an belastende Erlebnisse, nämlich „das Schweigen“ bei Familie Nathan und „das darüber Reden“ bei Familie Levy, sich auf die jüdische Identität der Nachkommen auswirkte. Mir fiel auch auf, daß einerseits der Vater Nathan sich bemühte, die Erinnerung an frühere Erlebnisse unter allen Umständen zu vermeiden. Andererseits pflegte er zusammen mit seiner Frau soziale Kontakte innerhalb der deutsch-jüdischen Einwanderergemeinschaft, also ausschließlich mit Menschen, die ihn an sein früheres Schicksal erinnern mußten.

Bei dem Vater und den Schwestern Nathan bildete sich eine „verschwiegene und negative“ jüdische Identität heraus, in der der Stolz über die eigenen Wurzeln lange Zeit von Angst überschattet wurde.

Aber seit Lea in Deutschland lebt, vollzieht sich eine wichtige Wende in ihrer jüdischen Identität. Ihre Angst- und Schamgefühle verschwinden. Das Schweigen macht dem Sprechen und positiven Gefühlen Platz. *„Erst in Deutschland fühlte ich mich ‚mit diesem Thema‘ besser, weil die Deut-*

schen weniger rassistisch, humaner und natürlicher ‚mit dem Ganzen‘ umgehen... Und heute kann ich sagen, daß ich meine Herkunft annehme, ich mag sie sogar und das hat mit Sicherheit auch mit den Deutschen zu tun..., daß ich mich auch besser akzeptieren kann.“

Lea drückt ihre Zufriedenheit mit ihrer Mutterrolle aus. Sie assoziiert den Begriff der ‚jiddischen Mame‘, den ich einem späteren Abschnitt erörtern möchte, mit Geborgenheit und bekennt sich so fast stolz zu ihren jüdischen Wurzeln und Werten. *„Ich habe auch diese jüdische Art, mein Kind zu beschützen, wie eine ‚jiddische Mame‘, und das gefällt mir, es wird mir warm ums Herz...“*

Auch bei Marcela ist eine größere Akzeptanz ihrer jüdischen Wurzeln zu erkennen. *„Ich kenne Israel nicht, aber es würde mich schon mal interessieren hinzufahren, meine Wurzeln kennenzulernen...“* *„Wenn jemand ein Judenwitz erzählt, dann stört’s mich...“* *„Wenn ich jemand, der jüdisch ist, begegne, da fühle ich mich irgendwie identifiziert, ich fühle mich wohl...“* Hier versucht Marcela – vorsichtig, als ob sie zum ersten Mal darüber reden würde – deutlich ihr noch unklares Zugehörigkeitsgefühl zum Ausdruck zu bringen.

Wie ich in Marcelas Portrait bereits erwähnte, war sie zum Zeitpunkt des Interviews schwanger. Das Thema „Religion“ ist mit ihrem Partner *„kein Problem“*. Sie sagte: *„Mein Kind kann sich später für eine Religion frei entscheiden...“*

Wie ich in der Einleitung bereits erwähnte, ist keiner der vier Interviewten Mitglied der jüdischen Gemeinde Münchens. Auch Themen wie „Juden in Deutschland“ oder „jüdisches Leben in Deutschland nach dem Holocaust“, „Normalität der Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden“ scheinen meine GesprächspartnerInnen (und mich) nicht sehr zu beschäftigen. Sie erleben eher „spannungsfreie und normale“ Beziehungen zu nicht-jüdischen Deutschen und zu spanischsprechenden Personen.

Ich denke, daß mit einer tiefergehende Identifikation mit dem Judentum sich einerseits die Frage stellt, ob sie überhaupt nach Deutschland gekommen wären (eher Israel oder USA), und andererseits, ob sie sich hier so gut integriert hätten. Ich glaube auch, daß geringste Anzeichen von fremdenfeindlichen Tendenzen ganz unterschiedlich bewertet worden wären.

5.3.1 Rolle der Familie im Judentum

Die Struktur jüdischer Familien ist oft durch ein hohes Maß an Emotionalität und einer „Overprotection“ der Kinder bestimmt. Wichtiger Bestandteil dieser jüdischen Familienstruktur ist die von Lea genannte „jiddische Mame“, die als „Übermutter“ in positivem sowie negativem Sinne in die jüdische Volkskultur Eintritt fand.

Bei Lea und Marcela war lag der Entscheidung nach Deutschland zu gehen, in erster Linie ein großes Unabhängigkeitsbedürfnis zugrunde: selbständig zu sein, weit weg von zu Hause. Trotz ihres damaligen Freiheitsbedürfnisses beschreibt Lea heute ihre Familie ein wenig nostalgisch: *„Diese jüdische, sehr beschützende Art meiner Familie...“*

Anders empfindet dies Ernesto: *„Meine Mutter und meine Großmutter drangen oft in meinem Leben ein und wollten zu viel von mir wissen...“*

Der Familie wird im Judentum allgemein eine außerordentlich hoher Stellenwert zugesprochen. Je feindlicher die nicht-jüdische Umwelt wurde, desto gewichtiger wurde die Rolle der Familie als stabilisierender und ausgleichender Faktor. Auch für Juden in der Diaspora (Zerstreuung der Juden und Jüdinnen in der Welt) fungierte die Familie als eine Art „Puffer“ zwischen der fremden Umwelt und dem einzelnen Individuum. Die jüdische Familie vermittelte – zusammen mit der jüdischen Gemeinschaft – ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit, was sich auch im engen Zusammenhalt zeigt. Wie ich bereits im Punkt 3.3 erwähnte, war die Scheidungsrate in der Generation der Eltern meiner Interviewten sehr niedrig.

Ernesto: *„Meine Eltern funktionierten wie eine Einheit, sie hatten sicher auch ihre Konflikte, aber die habe ich nicht mitbekommen... Sie trafen alle Entscheidungen zusammen. Mein Vater rief jeden Mittag von der Arbeit aus meine Mutter an...“*

Der Kontakt zwischen den Familienangehörigen bleibt in der Regel durchgängig und häufig, wenn auch nicht immer harmonisch. Auch die Verbindung zu Verwandten, die über den Globus verstreut sind, wird regelmäßig und zuverlässig gepflegt. Trotz der geographisch weiten Entfernung zwischen Deutschland und Argentinien pflegten meine Interviewten sehr intensive Beziehungen zu Verwandten und engen Freunden, vor allem aber zu den Müttern.

Cherlin und Celebuski (1983) antworteten auf die Frage ihres – auch so benannten – Artikels „*Are Jewish Families Different?*“ mit einem „Ja“. Jüdische Familien haben sich zwar in vielen Dingen an ihr Aufnahmeland (im Artikel ist die USA gemeint) angepaßt, doch in der Kindererziehung sind sie heute noch anders als nicht-jüdische Familien. Die Kinder werden intensiver betreut. Insbesondere die Aus- und Weiterbildung der Kinder hat einen hohen Stellenwert in der jüdischen Familie. So sind heute noch überproportional viele Juden an Universitäten und später in führenden Positionen anzutreffen. Auch wenn der typische Spruch jüdischer Eltern „Juden müssen einfach besser sein als Nichtjuden, um in deren Gesellschaft bestehen zu können“ heute in westlichen Ländern kaum mehr zutrifft, scheint er noch in ihrem Gedankengut verankert zu sein. Auch die traditionelle jüdische Vorliebe für eine hohe intellektuelle Bildung scheint das Denken und Handeln jüdischer Eltern heute noch zu beeinflussen.

Entsprechend ist das Bildungsniveau der in Argentinien geborenen Nachkommen sehr hoch. Diese Generation kann in hohem Maße eine abgeschlossene Universitätsausbildung vorweisen. Sie tendiert wieder dazu, Mischehen einzugehen, wie es schon vor 1933 unter den mitteleuropäischen Juden üblich war (Schwarcz 1991, S.294). Beide Annahmen bestätigen sich bei meinen Interviewten.

5.4 Deutsche Identität

Das Deutschlandbild, das meine Interviewten von ihren Eltern vermittelt bekamen, war im allgemeinen differenziert. Es gab anscheinend keine pauschalen Gleichsetzungen von Deutschland und Nationalsozialismus. Dies zeigt sich einerseits in der Beibehaltung der deutschen Sprache und Kultur – Traditionen, die Eltern in ihrer deutsch-jüdischen Clique pflegten – und andererseits in der Tatsache, Deutsch als die Sprache der Familie zu bewahren. Gegensätzlich zu seinen jüdischen Wurzeln verhielt sich Leas Vater zu seinen deutschen Wurzeln: *„Mein Vater hatte immer gute Beziehungen zur deutschen Botschaft, er mochte es immer sehr gerne, wenn Besuch aus Deutschland kam, ...er war eigentlich ziemlich deutsch...“*

Trotzdem hatte Lea vor ihrer Ankunft in Deutschland noch gewisse Vorurteile: *„Meine Ängste und Vorurteile – daß hier alle Nazis wären – verschwanden nach und nach, ich habe mich sehr wohl gefühlt, ein bißchen wie zu Hause, vielleicht weil mir das Ganze nicht so fremd erschien, da ich aus einer deutschen Familie komme..., ich fühle mich sehr wohl hier...“*

Diese Aussage ist, meines Erachtens, ein sehr wichtiger Moment für Leas Identitätsfindung: Seit sie in Deutschland lebt, kann sie ihre jüdischen, aber auch ihre deutschen Wurzeln besser annehmen, ohne die Verwirrung und die diffusen Ängste, die sie in Argentinien verspürte. Trotzdem möchte Lea nicht als Deutsche identifiziert werden.

Ricardo drückte eine sehr klare Bindung zur deutschen Sprache und Kultur aus. Ernesto: *„Ich glaube, daß das Deutsche uns am meisten geprägt hat...“* *„Hier ist es möglich, durch einen sicheren Job deine Zukunft zu sichern. Dieses gibt mir eine große Ruhe, die ich in Argentinien als Selbständiger nicht hatte...“*

Als ich Marcela nach ihrer deutschen Identität fragte, antwortete sie: *„Ich glaube, ich habe das Deutsche in mir schon ein bißchen verinnerlicht...“* Marcela sagt auch über sich: *„Ich bin eine ziemliche Perfektionistin...“* „Perfekt-sein-wollen“ und „Sicherheitsdenken“ entsprechen nicht so sehr argentinischen Lebensvorstellungen. Sie weisen eher auf deutsche Wurzeln hin.

5.5 Argentinien: Geburtsland, Heimat, Spanisch und Freunde

Obwohl sich alle vier in Deutschland in allen Lebensbereichen gut integrierten, identifizieren sie sich sehr mit Argentinien, fühlen sich dort „daheim“. Sie haben hier in Deutschland einen guten Freundeskreis, in dem sie sich voll angenommen fühlen. Er entspricht jedoch nicht den Freundschaften in Argentinien. Die Beziehungen „daheim“ sind geprägt von gemeinsamer Vergangenheit, Sprache und Kultur. Lea und Marcela sagten fast das Gleiche zum Thema „Freundschaften“: *„Ich habe gute Freunde hier, aber es ist nicht das gleiche wie meine Freunde in Argentinien, mit denen ich eine gemeinsame Vergangenheit, gemeinsame Kindheit und Pubertät habe...“*

Für Ricardo ist das Leben in Deutschland „einfacher“, aber er meint, im privaten Bereich sei es „zu schematisch“. *„Wenn man 25 Jahre in Argentinien gelebt hat, dann ist es sehr schwer, sich daran zu gewöhnen.“* Ricardo und Ernesto haben die Möglichkeit, privat und im Rahmen ihrer Arbeit viel spanisch zu sprechen. Ernesto: *„Es ist hier anders... Es gibt Ausnahmen, aber hier sind sie rationaler und distanzierter.“*

Das Leben in einem anderen Land, die Sehnsucht nach der Heimat hat zur Folge, daß viele Normen und Werte des Herkunftslandes idealisiert werden. Elisabeth Beck-Gernsheim (2001) beschreibt sehr treffend in ihrem Artikel „*Ferne Nähe, nahe Ferne – Überraschungseffekte in binationalen Familien*“ das Phänomen der *biographischen Rückwende*, die in einer erneuten Identifikation mit der eigenen Herkunft, Herkunftsfamilie oder auch mit der Herkunftskultur besteht.

Oft wird der ausländische Partner nach wichtigen Einschnitten, wie die Ankunft von Kindern, von diesem Effekt überrascht. Wie kommt es zu dieser biographischen Rückwende? „Der Blick auf die Zukunft der Kinder läßt demnach Erinnerungen an die eigene Kindheit aufsteigen, bringt unweigerlich eine Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit, Sozialisation und Geschichte, mit den eigenen Wertvorstellungen und Wünschen – mit der eigenen Identität. Ob es um Erziehungsstil geht, um die Namen, die die Kinder bekommen; um die Religion oder die Sprache oder die Lieder oder die Erzählungen, mit denen sie aufwachsen; immer wieder steigen Fragen auf wie: Was von meiner Herkunft ist mir wichtig, lieb, vertraut? Was will ich weitergeben, worauf kann ich verzichten? Was soll in meinen Kindern weiterleben, von ihnen bewahrt werden? Oder anders gefragt, wenn sie nichts davon annehmen, werde ich dann zum Fremden in der eigenen Familie? Wird dann mein Anteil, meine Geschichte völlig vergessen?“ (Gernsheim 2001, S. 17).

Der/die Partner/in, der/die diese Rückwende vollzieht, ist meist selbst überrascht: Lea, die sich nicht „als richtige Argentinierin“ fühlt, entdeckt nach der Geburt ihres Sohnes, wie tief sie doch im Wertesystem ihres Herkunftslandes verwurzelt ist. Sie fühlt sich manchmal in Bezug auf ihren Sohn wie eine *jiddische Mame* – hier wird ihre jüdische Herkunft präsent – und sie nannte ihren Sohn Diego – ein typisch argentinischer Vorname. Die Ankunft eines Kindes stellt oft einen Wendepunkt im Leben dar, der die Suche nach den eigenen Wurzeln verstärken kann. Lea: „*Seit Diego auf der Welt ist, überkommen mich Rückkehrphantasien. Vielleicht möchte ich, daß er auch so eine Kindheit hat wie ich...*“ „*Heute finde ich es schön, daß meine Schwester in München ist, und es macht mich manchmal traurig, daß meine Mutter weit weg ist, jetzt wo sie Großmutter ist.*“ Marcela: „*Wer weiß, vielleicht, wenn mein Baby da ist, will ich zurück... zur Familie...*“

„Manches kann im Rückblick positive Bedeutung gewinnen, wird vielleicht auch sentimental eingefärbt, weil mit dem Gedanken an Kindheit sich gern Bilder von Liebe, Nähe und Wärme verbinden“ (Beck-Gernsheim 2001, S. 17-18).

5.6 (Nicht-) Politik in der Herkunftsfamilie

Wie ich in Punkt 3.2.1 (damalige politische Situation in Argentinien) bereits erwähnte, überwog bei den „heil-angekommenen“ Einwanderern ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem Aufnahmeland. Sie waren in keiner Weise daran interessiert, die damaligen politischen Verhältnisse in Argentinien wahrzunehmen. Für die meisten der deutsch-jüdischen Immigranten waren Verfolgung und Emigration möglicherweise die erste politische Erfahrung. Die traumatisierende Zeit während des Nationalsozialismus verstärkte ein möglichst unauffälliges Verhalten im Aufnahmeland.

Wichtige jüdische Institutionen gaben den Auswanderern eindeutige, prägende Ratschläge. So schrieb der „Hilfsverein der Juden in Deutschland“ (Berlin) in dem Artikel „*Drei Pflichten des jüdischen Emigranten*“ (in Schwarcz 1995, S. 257):

1. *Jeder jüdische Auswanderer hat die Pflicht, sich im Ausland so zu verhalten, daß er die Gesamtinteressen der jüdischen Auswanderung nicht schädigt, sondern fördert. Die denkbar schwerste Schädigung all der Zehntausenden von Juden, die in Deutschland oder anderen Ländern Mittel- und Osteuropas auf Auswanderungsmöglichkeiten harren, würde aber eine unangebrachte politische Betätigung der Neueingewanderten in den überseeischen Ländern darstellen.*
2. *...In den meisten Ländern, in die Juden aus Deutschland heute einwandern, bestehen aber schon jüdische Gemeinschaften, und es ist Sache des Einwanderers, sich diesen Gemeinden möglichst bald anzuschließen und sie mit seiner Mitarbeit, seinen Kenntnissen und Erfahrungen zu stärken.*
3. *...Jedem einzelnen Juden muß zu Bewußtsein kommen, daß er helfen muß, wie ihm geholfen wurde, und daß er sich nur so als ein Glied in der lebendigen Kette der jüdischen Gemeinschaft bewähren kann.*

Auch die (Fern-)Haltung der A.F.I. (Jüdischer Hilfsverein in Buenos Aires) stimmte überein. 1937 erschien folgender Artikel (in Schwarcz 1995, S. 257-258):

Der Einwanderer und die Politik

„Der Einwanderer soll also danach streben, sich hier einzuleben, am hiesigen Leben, an der hiesigen Kultur teilzuhaben und teilzunehmen, jedoch mit einer Einschränkung: Die Arena der Politik ist ein Gebiet, das zu betreten ihm untersagt ist, jede politische Betätigung seitens der Einwanderer muß im weitesten und im strengsten Sinne vermieden werden.

...Jüdische Politiker hat es ja im Nachkriegsdeutschland viele gegeben, und diese allzu lebhaftige Beteiligung in der Politik hat den deutschen Juden zweifellos schwer geschadet. Der jüdische Politiker bietet leider seinen Parteigegnern die Möglichkeit zu besonders gehässigen Angriffen, und wer schließlich die Rechnung zu bezahlen hat, das ist nicht so sehr der Politiker selbst, wie die jüdische Gemeinschaft.

...Alle, die hier einwandern, sind zunächst Fremde. Jeder hat die Aufgabe, sich in das wirtschaftliche Leben einzugliedern und seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Darüber hinaus hat er die Pflicht, sich in der neuen Umgebung Achtung zu erwerben und unter Beweis zu stellen, daß er ein guter, ruhiger, ehrenhafter Staatsbürger ist, der für unser Land einen erfreulichen Zuwachs bedeutet. Dabei muß sich jeder einzelne darüber Rechnung geben, daß hundert unauffällig Lebende nicht gutmachen können, was einer verfehlt, der anders lebt, und sie sollen sich davor hüten, dieser eine zu sein“ (in Schwarcz 1995, S. 257, 258).

Diese bis heute noch bestehende „unpolitische Haltung“ der Immigrantengruppe ist auch im Elternhaus und teilweise heute noch bei meinen Interviewten zu beobachten: Bei den Interviews nahm das Thema ‚Politik‘ wenig Raum ein und es war teilweise mit Widersprüchen besetzt.

Lea: *„Zu Hause gab’s keine Politik...; ob das mit der Nazizeit zutun hatte? Glaube ich nicht...“* „In Chile war noch Pinochet. Meine Eltern hatten große Angst, daß ich mich in Politik einmische, aber ich machte alles andere als Politik...“ Lea war in den Augen ihrer Familie diejenige, die sich in die Politik aktiv einbrachte. Lea erlebte das scheinbar anders: *„Ich glaube, wenn ich meinem Vater erzählt hätte, daß ich mich in der ‚Partido Comunista‘ nur aus Idealismus eingeschrieben hatte, wäre er vor Angst gestorben...; ‚zum Glück‘ habe ich das alles nicht sehr ernst genommen, ich war nicht sehr politisch...“* In der nächsten Aussage zeigt sich, wie Lea Politik bewertet: *„Wir amüsierten uns in meiner Clique und hatten mit Politik nichts zutun, es war eine sehr ‚gesunde‘ und fröhliche Gruppe.“*

Als ich Marcela über der Zeit der argentinischen Militärdiktatur befragte, antwortete sie: *„Ich habe mich nie in Politik eingemischt.“*

Ernesto: *„Zu Hause gab es keine klare Parteizugehörigkeit. Ich glaube, sie wollten keine Art von Verbindlichkeit zu einer bestimmten Linie...“*

Ernesto sprach von sich aus interessiert über israelische Politik. In Argentinien sei das Thema Politik immer an Wirtschaft gekoppelt. Da das Wirtschaftliche hier kein großes Problem darstelle, interessiere ihn deutsche Politik weniger.

Bevor ich weiter auf Aussagen meiner Interviewten eingehe, möchte ich im folgenden Abschnitt zunächst auf besondere politische Momente Argentiniens eingehen.

5.6.1 Die Ära des Militärs

Seit 1930 wurden demokratische Regierungen in Argentinien immer wieder durch Militärputsche unterbrochen. General Uriburu, ein offener Bewunderer Mussolinis, putschte sich 1930 an die Macht, und so beendeten die Militärs eine Phase von 16 Jahren Demokratie. Uriburu verfolgte die Arbeiterbewegung und die radikale Partei gleichermaßen. In einer Spezialabteilung wurden Geräte zur elektrischen Folter eingeführt. Mit dem Putsch begann eine Epoche der argentinischen Geschichte, die die folgenden 50 Jahre bis in unsere Tage hinein bestimmte: Die Militärs begriffen sich immer mehr als die „Retter der Nation“, sie funktionierten de facto wie eine institutionelle Partei. Sie waren keiner Kontrolle unterworfen und griffen von nun an regelmäßig in das politische Geschehen ein. Sie brauchten sich nicht wählen zu lassen, sie hatten die Macht. Die „Milicos“, wie sie verächtlich vom Volk genannt werden, gestatteten den Argentinern bis 1983 nur gelegentlich Pausen demokratischer, verfassungsmäßiger Verhältnisse (Stohwasser in Bruns 1990, S. 71).

Nun möchte ich auf ein sehr schwieriges und trauriges Kapitel in der Geschichte Argentiniens eingehen: die (hoffentlich) letzte Militärdiktatur von 1976 und 1983, die dieses Land erschütterte.

5.6.2 Terror und Fußball

1976 stürzte ein erneuter Militärputsch die demokratisch gewählte Präsidentin Isabel Perón. Die Macht übernahm eine Militärjunta, bestehend aus den drei Oberbefehlshabern der Teilstreitkräfte: Agosti (Luftwaffe), Massera (Marine) und Videla (Heer).

Bei dem – von den Militärs erklärten – „antisubversiven Kampf“ gegen die „Guerilla“ (links orientierte Peronisten) wurden nicht nur große Teile der linken Arbeiterschaft, der fortschrittlichen Politiker und Intellektuellen ermordet. Es genügte schon, im privaten Kreis an der Regierung Kritik zu üben, nachts illegal zu plakatieren oder einfach nur, sozial engagiert zu sein, um denunziert zu werden, und schon konnte man („frau“ auch) „abgeholt“ werden. Folter, Verhöre, Verschleppungen und Erschießungen fanden in Polizeikasernen und Militärschulen statt, während das argentinische Volk fast wie in Trance 1978 bei der Fußball-WM seine Nationalmannschaft im River-Plate-Stadion euphorisch bejubelte (die „Escuela

Mecánica de la Armada“ – Militärhochschule – war KZ und Folterstätte und ist nur wenige Schritte vom River-Plate-Stadion entfernt).

Menschen „verschwanden“ in anonymen Massengräbern oder auf dem Grunde des Río de la Plata. Die Schätzungen, wieviele Menschen in diesem organisierten Staatsterror ihr Leben verloren, liegen bei ca. 30.000. Mehr als 500.000 Argentinier emigrierten zwischen 1976 und 1983 ins Ausland – teils, weil sie vom Terror bedroht waren, teils, weil sie wirtschaftlich nicht mehr existieren konnten.

Die Wirtschaftspolitik dieser Diktatur ließ in sieben Jahren die Auslandsschulden von 2 auf 50 Mrd. US-Dollar anwachsen und zerstörte ca. 40% der nationalen Industrie. Das wiederum vergrößerte die Arbeitslosigkeit erheblich. Außerdem begannen – und verloren – die Militärs 1982 den Krieg um die „Malvinas“ (Falkland), vor allem in der Absicht, von der tiefen ökonomischen und moralischen Krise des Landes abzulenken (Bayer in Bruns 1990, S. 93).

Dennoch dauerte es lange, bis viele – von uns – die verübten Grausamkeiten wirklich zur Kenntnis nahmen.

Während dieser Zeit waren meine Interviewten zwischen 14 und 23 Jahre alt. Sie lebten ihr „ganz normales“ Leben, ohne sich (anfänglich) bewußt zu sein, was auf den Straßen (und auch in den Häusern) geschah.

Für Lea war das Thema *argentinische Militärdiktatur* sehr wichtig. Sie erlebte einerseits in ihrer näheren Umgebung die herrschenden Repressionen, andererseits gelang es ihr, fast unbeschwert ihre Jugendjahre zu genießen. *„Noch während meines letzten Jahres im Gymnasium war der Militärputsch. Da ich noch so jung war, sah ich die Gefahr nicht. Es wurden viele aus meiner Schule verschleppt, darunter meine Geschichtslehrerin und ihre ganze Familie. Auch der Sohn einer Freundin meiner Eltern, der gerade seine Militärzeit absolvierte, verschwand..., auch angeblich weil er Jude war...“* *„Die Uni war politisch eine Gefahr... In der Uni sah man auch viel, wir mußten jeden Tag am Eingang unseren Personalausweis der Polizei zeigen... ; aber trotz der Diktatur war es eine schöne Zeit.“* *„Meine Fakultät (Architektur) war neben dem Rio de la Plata... Ich ging jeden Tag in den ersten Stock, ohne zu wissen, was im Untergeschoß geschah. Die Polizei hatte auch ihr Quartier da unten. ...Viele wurden tot im ‚Rio‘ gefunden...“*

Trotz dieser Berichte, sagte Lea, erinnere sie sich wenig an diese Zeit. Sie litt, wie ich bereits in ihrem Portrait erwähnte, seit diesem Zeitpunkt an

Amnesien. Die Ärzte diagnostizierten ein „Petit Mal“, ohne einen einzigen epileptischen Fokus in ihrem EEG zu entdecken.

„Amnesie ist bis zu einem gewissen Grad ein Selbstschutz: Das Erlebte ist so schrecklich und traumatisierend, daß es aus dem Bewußtsein verdrängt wird. Der Black-out kommt dann, wenn psychische oder körperliche Gewalt die Grenzen des Ertragbaren überschreitet“ (Prinzbach 2001, S. 17).

Lea hat sich – meiner Meinung nach – damals unbewußt einen Schutzmechanismus aneignen müssen, um diese schwierige und angstbesetzte Zeit überstehen zu können. Ich frage mich, ob sie nicht, unabhängig von den tatsächlichen und gefährlichen Geschehnissen in Argentinien, auch diffuse und nicht verarbeitete Ängste ihres Vaters in sich trug. Kann diese Reaktion als eine mögliche psychische Nachwirkung verstanden werden? Hatte sich ihre Psyche auf diese Weise einen Weg geschaffen, um sich zu schützen?

Dar Bar-On (1997) spricht im Zusammenhang mit der Generationenperspektive von einer „doppelten Mauer“. Die erste Generation hat zwischen die Erlebnisse der Vergangenheit und das Leben „danach“ eine Mauer gestellt. Die Nachkommen haben ein feines Gespür für die Abwehrmechanismen ihrer Eltern und entwickeln gleichzeitig ihre eigenen Copingmechanismen, wie es bei Lea mit ihren Amnesien der Fall ist.

*„An wieviel aus der Vergangenheit, aus unserer Geschichte, sollen wir uns erinnern und es im Herzen wahren, und wieviel davon müssen wir hinter uns lassen und vergessen?“
(Toni Morrison)*

Doch zurück zur argentinischen Politik.

Ernesto Sábato, ein berühmter Schriftsteller Argentinien und Präsident der „Nationalen Kommission zur Klärung des Schicksals vermißter Personen“, sagte 1986 in einem Interview für das Magazin Merian:

„Meiner Meinung nach war das, was unter der Militärdiktatur geschehen ist, das traurigste Kapitel der argentinischen Geschichte; eine entsetzliche, nicht nur politische, sondern auch geistige Katastrophe. Alle Prinzipien, die die Menschheit auszeichnen, wurden über Bord geworfen. Eine erschreckende Erfahrung, die, wenn auch in anderem Ausmaß, mit dem zu vergleichen ist, was in Deutschland zur Zeit des Nationalsozialismus geschah. Das ist wirklich die einzige Parallele in der modernen Geschichte, die mir zu den Vorgängen hier in Argentinien einfällt. Ich war eine Art

Blitzableiter für alles und hatte, ohne übertreiben zu wollen, wirklich das Gefühl, in den Abgrund der Hölle hinabzusteigen“

An dieser Stelle möchte ich auf Parallelen zum Dritten Reich eingehen, die mir im Lauf der Datenerhebungsphase auffielen.

Wie Hitler mißbrauchte die Militärjunta große sportliche Ereignisse für ihre Zwecke: Unter Hitler wurden 1936 in Berlin Olympische Spiele ausgerichtet, unter der Militärjunta wurde die Fußball-WM 1978 in Argentinien organisiert. So war das begeisterte Volk von den im Untergrund stattfindenden Geschehnissen abgelenkt und damit ruhiggestellt. Das Motto „panem et circenses“ hat zu jeder Zeit seine Gültigkeit.

Wir kennen den bekannten Vorwurf an die Deutschen, sie seien alle Mitläufer gewesen. Typische Fragen, die die zweite und dritte Generation in Deutschland nach dem Dritten Reich ihren Eltern stellten, lauteten:

Was wußte der Durchschnittsdeutsche von all den Geschehnissen? Was hat er dagegen unternommen? Hat er sich durch sein „Nichts-Unternehmen“ schuldig gemacht?

Ebenso frage ich mich: Was haben wir in Argentinien gegen die vom Militär ausgehenden Repressionen unternommen? Wie haben wir reagiert, wenn wir erfuhren, daß ein Nachbar, ein Bekannter, verschwunden war? Haben wir überhaupt reagiert? Durch diese Betrachtung fällt es mir - als Nachkomme der Opfergeneration des Dritten Reiches – leichter, von der Täter-Opfer-Polarität Abstand zu nehmen. Es wird mir bewußt, wie schnell man (frau) auf der einen Seite und dann, ein paar Jahrzehnte später, auf der anderen Seite der „Theke“ stehen kann. Diese Art der Reflexion ermöglicht vielleicht eine Verarbeitung der Geschichte, die nicht sofort an „Schuld“ gekoppelt ist.

Lea: *„Der deutsche Freund meines Vaters, der uns während der Militärdiktatur besuchte, erzählte, daß in Europa berichtet wurde, daß es bei uns Konzentrationslager gibt. Ich sagte: Nein..., es stimmt nicht. Obwohl ich nachts Bomben, Schüsse und Militärhubschrauber hörte... Aber dies verdrängte ich... Ich merkte das viel später.“*

Marcela: *„Die Geschichte wiederholte sich, und trotzdem schätzten meine Eltern und auch ihre deutsch-jüdischen Freunde die ‚neue‘ Ordnung der Militärs... Meine Eltern negierten völlig die Situation, und deswegen ich vielleicht auch...“*

Ricardo: *„Meine beiden Elternteile haben nicht gemerkt, was eigentlich passierte. Sie glaubten die offizielle Version, die man glauben sollte... Wir diskutierten oft, ich war damals noch sehr jung, aber später gaben sie mir Recht.“*

Ernesto dachte anfangs, daß die ausländischen Medien Argentinien nur schaden wollten. Er ärgerte sich über sich selbst, als er erfuhr, was tatsächlich geschehen ist. Er sieht die Parallele zum Dritten Reich, aber „das Ausmaß war ein völlig anderes...“

In diesem Zusammenhang beschäftigt mich die Frage, wie sich die Juden verhalten hätten, wenn nicht sie selbst, sondern eine andere Gruppe oder Minorität im Dritten Reich verfolgt worden wäre?

So paradox es erscheinen mag, als die Militärs die Macht übernahmen, waren viele der Immigranten zunächst erleichtert. So war doch die von ihnen so sehr geschätzte „Ordnung“ wieder hergestellt, wenn auch durch ein autoritäres Regime, wie sie es bereits am eigenen Leib hatten erleben müssen und das unvergeßliche traumatische Erfahrungen mit sich gebracht hatte. Hatten sie die Vergangenheit so schnell vergessen und das erfahrene Leid verdrängt, um nicht erneut alte Ängste hochkommen zu lassen?

5.7 Sprache

Wie ich bereits im Methodenteil beschrieb, führte ich auf allgemeinen Wunsch meiner GesprächspartnerInnen, alle Interviews auf Spanisch. Sowohl die Interviewten als auch ich fühlten uns in unserer Muttersprache schnell „zu Hause“. Können wir Spanisch als unsere Muttersprache empfinden oder ist es unsere „Geburtslandssprache“? Unsere „Mütter“ – wie die meisten der ImmigrantInnen – hatten, als sie in Argentinien ankamen, wenige oder gar keine Spanischkenntnisse. In Erinnerung an diese erste Zeit möchte ich „*Eine wahre Geschichte*“ erzählen, die in der Heimzeitung des deutsch-jüdischen Altenheims „Adolfo Hirsch“ (Buenos Aires) erschien (in Schwarcz 1995, S. 125). Sie berührte mich und brachte mich zum Lachen. Später, als ich den Namen der Erzählerin las, erkannte ich sie als meine langjährige Flötenlehrerin.

„Eines Tages wollte ich Eier kaufen, und da ich nicht Spanisch sprechen konnte, zeigte ich mit dem Finger auf die Eier. Die Verkäuferin antwortete mir ‚No hay‘ (= ‚es gibt keine‘). Ich antwortete ‚Si, Ei‘, und ich dachte erstaunt, daß diese Frau ein wenig Deutsch verstand. Gerade in jenen Tagen waren die Eier knapp, und sicherlich wollte sie mir keine verkaufen oder sie waren schon verkauft. So begann eine Diskussion mit ‚no hay, si Ei‘ und langsam sammelte sich eine Menschenmenge an...“

Obwohl Mißverständnisse wie dieses sicherlich öfter vorkamen, war die Haltung der argentinischen Bevölkerung gegenüber den Sprachschwierigkeiten der Immigranten sehr tolerant und verständnisvoll. Dieses Verständnis unterstützte die Pflege der deutschen Sprache unter den Einwanderern. Diese Toleranz erfuhren die deutschen Juden, die in die USA auswanderten, nicht; die deutsche Sprache war die Sprache des Feindes und wurde möglichst schnell abgelegt (Schwarcz 1995, S. 126).

Die Eltern der Interviewten hatten durch die Emigration massive Verluste erlitten: Menschen, Orte, Kultur, Gebräuche, Klima; doch die Sprache konnte ihnen niemand wegnehmen. In diesem Zusammenhang möchte ich das Zitat von Ben Chorin wieder aufgreifen:

*„Aus einem Land kann man auswandern,
aus einer Muttersprache nicht.“*

Der Erhalt und die Übermittlung der deutschen Sprache auf die nachfolgende Generation war ein sehr wichtiger „Stützpunkt für die eigene Identität“ (Grinberg/Grinberg 1990, S. 124).

Der aus Argentinien exilierte argentinische und jüdische Psychoanalytiker Arnoldo Liberman sagte: „Spanisch ist für mich die Wirbelsäule meiner Identität. Deshalb lebe ich in Spanien.“

„Unter Sprache verstehen wir ein fortwährendes, einheitliches Produkt aus Zeichen und Bedeutungen, das eine reale Funktion in der menschlichen Rede erfüllt. Die Merkmale der Sprache enthalten eine bestimmte Weltanschauung, die die Art und Weise, wie wir die Realität wahrnehmen, bestimmt. Die Sprache ‚erzeugt‘ das Bild, das wir uns von der Realität machen“ (Grinberg/Grinberg 1990, S. 113).

In den Familien meiner Interviewten war Deutsch („Belgrano-Deutsch“) die Familiensprache. Die deutsche Sprache und der deutsche Paß waren später wichtige Mittel, die ihnen den Weg ins Ausland ebneten.

„Integration und Auseinandersetzung mit der neuen Welt und Kultur ist nur über den Erwerb der Sprache möglich“ (Grinberg in Hilgers 1997, S. 73).

Der Wechsel der Sprache ist normalerweise eines der größten Probleme, mit dem der/die Immigrant/in bei der Ankunft im neuen Land konfrontiert ist. Anders als bei ihren Eltern blieb meinen Interviewten dieses Problem erspart. Bei der Ankunft im „neuen“ Land beherrschten sie bereits die „neue“ Sprache. Und das half ihnen, die „neue“ Welt schneller und besser zu erfassen und sich in ihr zurechtzufinden.

Ernesto: *„Es ist so ein Zugehörigkeitsgefühl, wenn Deine Sprache – Deutsch oder Spanisch – gesprochen wird...“* *„Deutsch ist die Sprache von daheim, aber Spanisch ist die Sprache der Freunde, der Schule...“*

Mit Ausnahme von Ricardo kamen während der auf spanisch geführten Interviews immer wieder deutsche Worte in der Erzählung vor. Ich versuchte zu erkennen, ob die deutschen Worte bestimmten Themenbereichen zugeordnet werden könnten, aber ich fand keinen Zusammenhang. Aus meiner persönlichen Erfahrung ist mir diese Mischung der Sprachen sehr vertraut. Ich glaube, die Gründe dafür zu kennen: Von Kindheit an war diese Art Deutsch zu sprechen, dieses „Misch-Masch“, etwas „Normales“, Gewohntes, fast Bequemes und damit Liebgewordenes. Hinzu kommt, daß wir in Deutschland leben, deutsch denken und vielleicht sogar auch deutsch träumen. Meine Interviewten übernahmen nicht nur deutsche Worte, sondern sie verwendeten häufig den deutschen Satzbau in der spanischen Sprache.

Beide Zugehörigkeiten oder Identitäten meiner Interviewten, die argentinische und die deutsche, zeigen sich somit in dieser Mischung der Sprachen innerhalb eines Satzes. Dies empfinde ich nicht als störendes Element, sondern als eine bereichernde, kreative und sehr vertraute „Komplikation“.

5.8 Heimat

Václav Havel (1997):

*„Heimat ist eine Höhle, die Menschen vor der Welt **schützt** und vom Rest der Menschheit abschottet. Heimat ist aber auch ein Tor, das Menschen **miteinander** und mit der Schöpfung verbindet.“*

In Meyers Neuem Lexikon (1979) wird *Heimat* wie folgt definiert:

*„Subjektiv von einzelnen oder kollektiv von Gruppen, Stämmen, Völkern, Nationen erlebte territoriale **Einheit**, zu der ein Gefühl besonderer **enger Verbundenheit** besteht.“*

Und Beate Mitzscherlich (1997, S. 31) beschreibt *Heimat* folgendermaßen:

*„Heimat wird mit **Herkunft** verbunden, mit einer Welt, in der man früher gelebt hat, einer Landschaft, einer **Familie**, einer **Kultur**.....“*

Was ist Heimat nun? Beim Lesen der Zitate wird deutlich, daß dieser Begriff sehr viel Subjektives enthält. Er konfrontiert einen auch mit der Subjektivität anderer, weil es keine kollektive Definition von Heimat gibt. Doch der Kern aller drei Definitionen ist das **positive Grundgefühl: Geborgenheit, Zugehörigkeit, Aufgehobensein, Wärme.**

*„Heimat ist ein psychologisch komplexes, vielfältig zusammengesetztes und individuell unterschiedlich konstruiertes Phänomen, das zentral in der **Emotionalität** von Menschen verankert ist“ (Mitzscherlich 1995, S. 88).*

Mitzscherlich (1995, S. 88-89) beschreibt in ihrem Buch *„Heimat ist etwas, was ich mache“* verschiedene Perspektiven, um den Begriff *Heimat* psychologisch zu erklären:

- **Heimat als biographische Erfahrung**

Hier geht es um Heimat als den Lebensraum der Kindheit, also um Herkunft im weitesten Sinn, von der Familie über Kindheitsorte bis hin zu kulturlandschaftlichen Aspekten. Es geht primär um Vergangenheit und ihre heutige Interpretation.

- **Heimat als aktuelle Lebenswelt**

Hier liegt der Schwerpunkt auf der gegenwärtigen Realität sozialer, regionaler und kultureller Einbindungen und deren aktiver Gestaltung. Es geht auch um Zugehörigkeit, Anerkennung, Vertrauen und Verantwortung, also um soziale Identität und soziale Netzwerke.

- **Heimatgefühl**

Hier geht es vor allem um die emotionale Qualität dieses Begriffs, mit der man biographische oder gegenwärtige Realitäten verknüpft.

- **Heimat als Ideologie**

Hier geht es darum, wie und wozu die jeweiligen Auffassungen von Heimat, Nation, Zugehörigkeit usw. sich in das Bewußtsein der Einzelnen einprägen, z.B. wie Vorurteile, soziale Einstellungen gelernt und widergespiegelt werden.

Obwohl es in meinen Interviews kein direkt angesprochenes Thema war, kann ich mir die Zerrissenheit vorstellen, die das Wort *Heimat* in den Herzen der Eltern meiner Interviewten auslösen könnte. Die schöne und vertraute Heimat, ein Ort von „*Kennen, Gekannt- und Anerkanntwerden*“ (Greverus), war plötzlich feindlich geworden: „*Die Heimatidylle ist zum Ort des Verbrechens geworden*“ (Mitzscherlich 1995, S. 31). Um überleben zu können, müßte man sie eigentlich hassen. Doch gleichzeitig sehnt man sich nach ihr.

Diese enorme psychische Erschütterung, die diese Generation erfahren hat, wurde oft in Form von Verunsicherung an die Kinder weitergegeben. Deren Erfahrung, „zwischen zwei (drei) Kulturen zu stehen“, kann durch ihre eigene Reflexion ausgedrückt und verarbeitet werden. Und damit kann sich aus der Verunsicherung eine Bereicherung entwickeln.

Schon bei der Vorbereitung meines Interviewleitfadens fiel mir auf, daß ich keine passende Übersetzung des deutschen Wortes *Heimat* ins Spanische fand. Diese Schwierigkeit ergab sich durch die assoziative, emotionale und auch wertende Bedeutung, die dieses Wort für mich hat. Demzufolge stellte ich die folgende Frage in der uns vertrauten Zweisprachigkeit: Frage spanisch, mittendrin das deutsche Wort *Heimat*:

Qué significado tiene para vos, como hija/o de alemanes judíos, nacida/o en Argentina y viviendo ahora en Alemania, la palabra „Heimat“?

„Was bedeutet für Dich, der Du als Tochter/Sohn deutsch-jüdischer Eltern in Argentinien geboren bzw. aufgewachsen bist und nun in Deutschland lebst, das Wort Heimat?“

Lea: *„Wo ich geboren, wo ich aufgewachsen bin. Wo ich aufgewachsen bin, das ist für mich Heimat (sie sagte dies in deutsch). Und dieses spüre ich stärker, da ich im Ausland lebe. Obwohl ich ‚weder – noch‘ bin, ist meine Heimat Argentinien.“*

Marcela: *„Heimat ist für mich der Ort, wo ich geboren, wo ich aufgewachsen bin. Da, wo ich mich wohl fühle, zu Hause in Florida (Stadtteil von Buenos Aires), aber auch zu Hause hier in München...“*

Ernesto: *„Stimmt, das Wort gibt es nicht auf spanisch. Es ist wieder das gleiche Thema der drei Identitäten, argentinische, jüdische, deutsche... Ich glaube, Heimat ist das Haus meiner Eltern, wo ich geboren bin und einen Großteil meines Lebens verbracht habe. Als ich in Buenos Aires bei meiner Mutter ausgezogen war, sagte ich trotzdem oft: jetzt gehe ich ‚nach Hause‘ und meinte damit das Haus meiner Mutter. Aber, wenn ich heute in Buenos Aires bin, dann habe ich manchmal den Wunsch, ‚nach Hause‘ gehen zu wollen, und meine damit meine Wohnung in München. Aber die Heimat ist wahrscheinlich das Land, wo ich mehr als vierzig Jahre lebte.“*

Lea, Marcela und Ernesto assoziierten zunächst eindeutig den Begriff Heimat mit Kindheit, Jugend und dem Haus der Eltern. Ein Ort, der ihnen Sicherheit, Geborgenheit und Zugehörigkeit bedeutet und vermutlich diese menschlichen Grundbedürfnisse auch erfüllte. Diese Sicht kann eindeutig dem Punkt *„Heimat als biographische Erfahrung“* zugeordnet werden.

Ricardo antwortete spontan: *„Heimat hat für mich keine positive Bedeutung..., man weiß nicht genau, was sie bedeuten soll... Ich verstehe darunter eine Identifikationsmöglichkeit mit etwas Eigenem, im Sinne von deutscher Kultur, deutscher Sprache, Gewohnheiten, Lebensformen, aber auch Musik und Literatur. Ich spüre eine große Anziehungskraft zu allem, was deutsche Kultur beinhaltet, und was meine Eltern mir vermittelt haben...“*

Ricardo nannte in diesem Zusammenhang den jüdischen Religionsphilosophen und liberalen Denker Schalom Ben-Chorin. Die Süddeutsche Zeitung schrieb zu dessen Todestag (Mai 1999): *„Im Lauf seines Lebens wurde Schalom Ben-Chorin einer der Mitbegründer des christlich-jüdischen Dialogs; elf Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches, lange*

ehe es wieder offizielle Kontakte zu Deutschland gab, baute er die erste Brücke zwischen Deutschen und Israelis. Sein Lebensmittelpunkt war Jerusalem, seine Bibliothek war deutsch, sein Lieblingskomponist hieß Mozart. Schalom Ben-Chorin dachte in einer Sprache, aus der *er niemals auswanderte*. Ricardo identifiziert sich mit diesem Gedankengut.

Auf meine Nachfrage, ob er nun Heimat mit Deutschland assoziiere, antwortete Ricardo: *„Nur, wenn ich die kulturelle Seite des Begriffs Heimat betrachte. Wenn es um den Ort geht, wo ich gerne leben würde, dann fällt meine Wahl eindeutig auf Argentinien. Aber durch die Wahl meines Berufes kann ich mir nicht mehr den Ort beliebig aussuchen. Es gibt halt Entscheidungen im Leben, die andere wiederum bedingen.“*

Ricardos erste spontane Reaktion war eine deutliche Ablehnung des Begriffs Heimat. Später verbindet er mit Heimat die deutsche Kultur, die in seinem Leben eine sehr große und wertvolle Rolle spielt. Erst auf mein Nachfragen hin antwortet er in ähnlicher Weise wie die anderen Drei.

Ich würde Ricardos Sicht trotzdem dem Punkt *„Heimat als aktuelle Lebenswelt“* zuordnen, da die kulturelle Einbindung in das Deutsche – meiner Meinung nach – bei ihm eine übergeordnete Rolle spielt.

Das Wort *Heimat* wurde bei meinen Interviewten mit einem leicht nostalgischen Rückblick beschrieben. Dennoch hörte ich bei allen Vieren zahlreiche Äußerungen heraus, die auf eine Schaffung einer „zweiten Heimat“, in der sie sozial eingebunden sind, im Hier und Jetzt, hindeuten. Sie wird zwar manchmal krisenhaft erfahren, aber auch als etwas, worauf sie stolz sein können: Beziehung, Familie, Freundeskreis, erfolgreiche Arbeit, sicheres Einkommen, letztendlich auch die Wohnung, in der man (frau) sich „zu Hause“ fühlt.

Beate Mitzscherlich (1997, S. 34) beschreibt in ihrem Artikel *„Heimat: Die Konstruktion eines Lebensgefühls“* sehr passend:

„Ich behaupte, daß auch und gerade unter modernen Bedingungen Beheimatung möglich, notwendig und ein zentraler Bestandteil von Identitätsarbeit ist: Beheimatung ist der permanente und prinzipiell unabschließbare subjektive Prozeß, in dem der einzelne sich verbindet mit der Welt, mit für ihn bedeutsamen Orten, Menschen, Dingen und kulturellen Orientierungen. Beheimatung ist der Versuch, eine zur eigenen Person ‚passende‘ Umgebung zu finden oder herzustellen und die eigenen Vorstellungen von der Welt und dem eigenen Platz darin mit den Möglichkeiten realer Umgebungen abzustimmen.“

5.9 Die Mehrgenerationenperspektive

In dieser Arbeit geht es nicht nur um die einzelnen Lebensläufe, sondern um eine Mehrgenerationenperspektive.

Systemtheoretisch wird die Familie als Einheit betrachtet, in der die Mitglieder durch Kommunikation und Interaktion miteinander „vernetzt“ sind. Der Fokus liegt hier nicht auf der intrapersonalen, sondern auf der *inter*-personalen Perspektive (Schneewind 1991, S. 102-103).

„Das Familiensystem wird nicht nur als gegenwärtiges horizontales, sondern auch als historisches *vertikales* System angesehen, das sich spiralförmig entwickelt. Hierbei wird davon ausgegangen, daß das Frühere, insbesondere das unbewußte, konfliktbesetzte, unerledigte Frühere, im Heute weiter wirksam ist und die Muster des Erlebens und Verhaltens entscheidend mitbestimmt“ (Cierpka 1996, S. 223).

Boszormenyi-Nagy und Spark (1995) formulieren folgende These: Das Individuum ist eingebunden in eine Hierarchie von Erwartungen und Verpflichtungen der vorausgehenden Generation.

Das Mehrgenerationenkonzept untersucht über das aktuelle Geschehen hinaus, wie Verhalten, Erleben oder auch Symptome Sinn ergeben, wenn man Vermächtnisse aus früheren Generationen berücksichtigt und die Frage stellt, inwieweit diese erfüllt wurden bzw. erfüllbar waren (Schlippe/Schweitzer 1997, S. 25).

5.9.1 Delegation und „Wiedergutmachung“

Das Wiedergutmachungsgesetz (1956) begünstigte all die Opfer des Nationalsozialismus, die Schaden erlitten hatten, sei es durch den Tod eines Familienangehörigen, durch Beeinträchtigung physischer oder psychischer Natur, durch Verlust von Eigentum und Vermögen oder durch Verlust des Arbeitsplatzes. Die lebenslangen monatlichen Renten sind eine wichtige Altersversicherung, insbesondere, wenn man die niedrigen argentinischen Altersrenten berücksichtigt. Diese materielle „Wiedergutmachung“ half vielen Immigranten, sich einen gewissen Wohlstand zu erwirtschaften.

Ich möchte mich jetzt mit einer anderen Art der „Wiedergutmachung“ beschäftigen, nämlich mit dem Begriff der *Delegation* = Abordnung von Be-

vollmächtigten, Vertretung, Übertragung von Zuständigkeiten, Leistungen (Duden 1990).

„Mein Argument geht von den Wortstämmen *lex* (Recht, Gesetz) und *ligare* (binden) aus, die in *delegieren* enthalten sind. Es ist in diesem Begriff eine Dimension des Vertrauens, der Verpflichtung, der persönlichen Bedeutung und Treue enthalten, kurz eine vertragsartige, ethische Dimension...“ (Stierlin 1982, S. 27).

Der von Stierlin (1978) entwickelte Begriff der *Delegation* beschreibt, wie die einzelnen Familienmitglieder durch „Aufträge“ in eine generationenübergreifende Entwicklung einbezogen werden. Stierlin (1982) beschreibt diesen Delegationsgedanken als ein Loyalitätsband, das den Delegierenden und den Delegierten – hier meist Eltern und Kinder – miteinander verbindet.

„Im typischen Falle hat der Delegierte lebenswichtige Aufgaben für seine Eltern zu erfüllen“ (Stierlin 1982, S. 24).

Im Vorgang der Delegation wird ein Kind mit einem Verhalten beauftragt, das *ein oder beide Elternteile nicht leben können* oder das sie *nicht wagen zu leben*. Oft handelt es sich entweder um Verhaltensweisen, welche von den Eltern aus nicht gelebt werden durften, oder um solche, die deshalb nicht gelebt wurden, weil der Betreffende es bei sich selbst verurteilen würde.

Die Kinder übernehmen innerhalb eines Systems ein Verhalten oder eine Rolle, die die Eltern bei sich nicht manifest werden lassen bzw. nicht leben dürfen.

Es kommt zu einem zirkulären Prozeß: Wenn die Kinder die Delegation annehmen und so dazu beitragen, daß die Eltern die Abwehr der Teile, die sie nicht leben können oder wollen, aufrechterhalten, trägt dies zur Stabilisierung des Familiensystems bei. Diese Stabilität ist ein Vorteil für die Kinder. Es würde das Familiensystem labilisieren, wenn die Eltern nicht gelebte Selbstanteile bei sich wahrnehmen und die damit verbundenen Handlungsimpulse in die Wirklichkeit umsetzen oder zumindest in eine Selbstwertkrise geraten würden, wenn sie merken, wieviel Ungelebtes in ihnen vorhanden ist.

Bei der Mehrgenerationenperspektive geht es um eine transgenerationale Ausweitung des Delegationsprinzips. Eine über mehrere Generationen wirkende Bindung oder Verpflichtung kann sich bis auf die Wahl eines bestimmten Partners oder auch Landes auswirken (Boszormenyi-Nagy/Spark 1995).

„Die (familien-)historischen Ereignisse und Traumata und deren Verarbeitung sowie die Identifikationen und deren Entwicklungen bilden die ‚seelische Erbmasse‘ der Familie, das ‚Vermächtnis‘, aus dem sich Aufgaben und Verpflichtungen der einzelnen Familienmitglieder ergeben, das aber gleichzeitig von diesen Aufgaben und Verpflichtungen beeinflusst wird. Hiermit wird die existenziell-ethische Dimension familiärer Beziehungen angesprochen. Sie bildet die unbewußte Schaltstelle, das unbewußte ‚Zentrum‘ der Transaktionen, in dem die verschiedenen Fäden zusammenlaufen. Dieses Vermächtnis und die hiermit verbundenen Loyalitätsbindungen sind für die einzelnen Familienmitglieder sinnstiftend und richtungsgebend“ (Cierpka 1996, S.234).

Konfliktreich kann es werden, wenn Delegationen nicht so klar und eindeutig sind. So gibt es innerhalb von Delegationen Auftragskonflikte, sei es, daß von den beiden Eltern widersprüchliche Aufträge erteilt werden oder daß der Auftrag eines Elternteils in sich widersprüchlich ist.

Auf meine Interviewten zurückkommend wäre dies der Fall, wenn ein Elternteil den Auftrag erteilt hätte „Lebe als Jude, geh‘ nach Israel“ und der andere Elternteil „geh nach Deutschland und lebe dort so, wie ich früher gelebt habe“. So kann es zur „Entgleisung“ (Stierlin 1982, S. 25) des Delegationsprozesses wegen des Konflikts der Aufträge kommen.

Meine vier Interviewten könnten den eindeutigen, unbewußten Auftrag haben: „Geht nach Deutschland, seid dort glücklich und erfolgreich, etwas, was wir nicht mehr durften...“ Ich konnte bei allen Vieren keine „Loyalitätsspaltungen“ (Boszormenyi-Nagy 1995) wahrnehmen. Wenn die jüdischen Wurzeln mehr Gewicht als die deutschen hätten, könnte ich mir eine Auswanderung nach Israel oder USA eher vorstellen.

Die Tatsache, daß viele der in Argentinien geborenen Vertreter der Nachkommengeneration als Erwachsene entweder nach Europa oder nach Israel ausgewandert sind, kann – abgesehen von den logischen und bewußten Argumenten – einerseits ein Ausdruck der geringen Verwurzelung mit Argentinien sein. Andererseits zeigt sie, daß die Nachkommen oft den Auftrag auf sich genommen haben, die eigentlichen und unbewußten Wünsche ihrer Eltern „wieder geradezubiegen“: der Wunsch des damals halbwüchsigen Auswanderers, in seiner Heimat zu bleiben oder die Sehnsucht nach Israel auszuwandern.

Hier ein paar Aussagen meiner Interviewten, die die „Rückkehr“ ausdrücken:

Lea: „Warum bin ich nach Deutschland **zurückgekehrt**...? Warum bleibe ich hier? Weil ich mich wohl fühle, weil hier ist ein Teil meiner Familiengeschichte... Es ist **kein Zufall**, daß ich hier lebe...“

Marcela: „Vielleicht wollte ich in der Nähe von meiner Schwester sein... Oder weil meine Eltern Deutsche waren, wollte ich vielleicht **dort leben, wo meine Eltern geboren sind...?**“

Ricardo: „Ich war neugierig, die **Kultur meiner Familie** kennenzulernen. Außerdem hatte ich zu den Vereinigten Staaten keine **emotionale Bindung und zu Deutschland schon**...“ Ricardo identifiziert sich sehr mit der deutschen Kultur, der Sprache, der Musik und der Literatur, „was ich sicherlich von meinen Eltern übernommen habe. Es auch der Grund, warum ich letztendlich nach Deutschland kam.“

Ernesto: „Die **Geschichte meiner Familie** hat sicherlich ein **Einfluß** gehabt, daß ich heute hier lebe, aber es ist eher ein unbewußter Faktor...“

Das schmerzliche Gefühl der Eltern, die letzten Vertreter einer Generation, „das letzte Glied einer Kette“ (Schwarcz 1995, S. 310) zu sein, kann, durch den Entschluß der Nachkommen, in Deutschland leben zu wollen, in besonderem Maße gelindert werden. Auch das gestörte Sehnsuchtsgefühl zum Herkunftsland kann durch die in Deutschland lebenden Nachkommen eine Versöhnung mitsichbringen.

Wichtig für die persönliche Entwicklung ist, daß die Erfüllung des unbewußten familiären Auftrags im Einklang mit den persönlichen Projekten und Zielen des Einzelnen steht.

„Der Handel ist verschieden, je nach der Mission (Auftrag), um die es sich dreht. In manchen Fällen kann er sich für den Delegierten gut auswirken, wenn er/sie sich in der Erfüllung seiner/ihrer Mission auch selbst verwirklichen kann“ (Stierlin 1982, S. 30).

Eine Rückkehr in die alte Heimat wäre für die Eltern zu schmerzhaft gewesen, weil sie zu stark an erlebte Traumatisierungen erinnert worden wären. Aber mit der erfolgreichen Bewältigung der „Rückkehr“ nach Deutschland durch die Nachkommengeneration kann sie als eine „andere“ Art der Wiedergutmachung verstanden werden. Auf diese unbewußte Weise kann sich das Familienschicksal zurechtrücken.

6. Fazit und Ausblick

Bei den Migrationserfahrungen meiner Interviewten kamen unterschiedliche Ebenen zusammen: die persönliche Ebene (Motivation), die familiäre Ebene (Familiengeschichte) und die historisch-politische Ebene (Situation in Argentinien und Deutschland).

Die bewußten Gründe für die Migration waren ganz individuell: Wunsch nach Veränderung, sich vom Elternhaus loslösen wollen oder gute Arbeitsmöglichkeiten in Deutschland. Dabei waren der deutsche Paß und die Beherrschung der deutschen Sprache eine große Erleichterung. Die logischen und rationalen Argumente, warum man(frau) in Deutschland lebt, sind wichtig, um mehr oder weniger konfliktreiches Unbewußtes (mögliche Zweifeln aufgrund der Familiengeschichte?) zu lindern. Diese persönlichen Lebensentwürfe haben ihren Ausgangspunkt in der Familiengeschichte.

Die Befürchtung der Eltern – „letztes Glied einer Kette zu sein“ – ist zum größten Teil unbegründet, da sie sehr wohl ein großes kulturelles Erbe weitergegeben haben. Dennoch schließt sich der Kreis nicht, sonst käme dieser dynamische und lebendige Prozeß zum Stillstand. Vielmehr entsteht eine Spirale: Das wertvolle Erbe der früheren Generationen wird mit neuen Kräften und Erfahrungen angereichert.

Die Primärsozialisation legt einen sehr wichtigen Grundstein für die Identitätsbildung, obwohl wir inzwischen die Identitätsbildung eines Menschen auch als einen lebenslangen Entwicklungsprozeß verstehen. Im Fall meiner Interviewten, die in der Familie in einem Klima von Liebe und Geborgenheit aufwuchsen, konnte sich ein gutes Selbstvertrauen entwickeln. So konnte das einschneidende Erlebnis einer Migration erfolgreich bewältigt und sogar als bereichernde Erfahrung erlebt werden. Die Tatsache, daß alle vier von Geburt an mit mehreren Kulturen konfrontiert sind, läßt sie „über den Tellerrand schauen“. Das erleichtert es ihnen, sich erfolgreich in den verschiedenen Lebensbereichen in Deutschland zurechtzufinden und Zufriedenheit zu finden. Erfolgreiche Karriere oder glückliche Beziehung und Familienleben sind bedeutsame Hilfen bei der Verarbeitung dieser großen Veränderung.

Ich erlebte alle vier Interviewten als autonom und souverän. Sie entwickelten eigene Lebensentwürfe und realisieren sie zwischen den Kulturen in einer lebenslangen Aufgabe. Dabei versuchen sie, ihre zwei- und drei-

fachen Wurzeln harmonisch zu integrieren. Mit der Ausnahme der privaten Kontakte und Freundschaften scheint es mir, daß keiner von ihnen einen großen Kulturkonflikt erlebt. Ihre Zugehörigkeit, aber auch die Ambivalenz zu Deutschland und Argentinien haben keine Wertorientierungs-, Entscheidungs- und Handlungskonflikte zur Folge. Alle vier konnten sich in die deutsche Gesellschaft problemlos eingliedern. Sie wurden stärker durch „das Deutsche“ als durch „das Jüdische“ geprägt. Natürlich bleiben die „spanischen“ Kontakte als Brücken zur eigenen argentinischen Identität wichtig.

Aber auch ohne überzeugende Argumente und unabhängig von der Familiengeschichte genießt diese Generation das Recht, freiwillig und bewußt Entscheidungen treffen zu dürfen und zu können – wie bei meinen Interviewten, in Deutschland zu leben und sich dort zu verwirklichen.

Interessant und spannend wäre diese Art der Untersuchung auf andere Re-Immigranten-Gruppen zu erweitern oder weitere Generationen – ältere und jüngere – zu befragen.

7. Schlußwort

Zwischen den ersten Ideen und dem Fertigstellen dieser Arbeit sind einige Jahre vergangen. Ich habe mich sehr intensiv mit meiner eigenen Geschichte auseinandersetzen müssen und bin auf diesem Weg meinen eigenen Wurzeln und „Entwurzungen“ viel näher gekommen.

Meine Doppelrolle, als Forscherin und Betroffene zugleich, bewirkte, daß sich neben der theoretischen Ausarbeitung der Arbeit parallel die Verarbeitung meines persönlichen Themas abspielte.

Ich empfand das Erstellen dieser Arbeit an bestimmten Stellen und in manchen Momenten sehr aufregend und herausfordernd, aber manchmal auch anstrengend und schmerzlich. Es entstand zwischen meiner Diplomarbeit und mir eine äußerst intensive Wechselwirkung, fast eine „Beziehung“.

Ich kann heute meine Eltern von einer ganz anderen Warte aus sehen und damit besser verstehen. Ich bin meinem „Jüdischsein“ wieder näher gekommen. Ich mache mir Gedanken, ob und wie dieses „Jüdischsein“ wohl in meinen Kindern weiterleben wird. Welche Gespräche werden wir später führen? Kann und will ich ihnen (und mir) eine jüdische Identität bewahren? Während der intensiven Beschäftigung mit dieser Arbeit hatte ich ganz oft ein Bild vor Augen, und mir wurde dabei, wie Lea sagte, „warm ums Herz“: Freitagabend bei meiner Oma, der Vorabend des Sabbats, der festlich gedeckte Tisch, die Kerzen und der Lichterseggen, der Hefezopf mit Mohn und der süße jüdische Wein.

Betrachte ich meine Kinder hier in Deutschland und meine spannende Reise in die Vergangenheit, dann entdecke ich einen roten Faden. Er zieht sich durch die Zeiten und gibt mir dieses schöne Gefühl, meine drei Wurzeln in mir harmonisch vereinen zu können und so „mein eigenes Patchwork zu nähen“ (Keupp). Mit anderen Worten: Indem ich erfolgreich meine Identitäten in einem lebenslangen Prozeß integrieren kann, erlebe ich dieses mir bekannte „Hin und Her“ oder „Halbe-Halbe“ nicht mehr als Störfaktor, sondern als große Bereicherung. Ich denke, meinen Interviewten geht es ähnlich.

„Es handelt sich demnach um den Sieg der Kontinuität über den Zwiespalt, der Integration über die Fragmentierung, des Lebens über den Tod...“

(Schwarcz 1995, S. 76)

LITERATURVERZEICHNIS

- Bar-On, D. et Al** (1997). „Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln...“ Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocausts. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.
- Beck-Gernsheim, E.** (2001). Artikel „Ferne Nähe, nahe Ferne – Überraschungseffekte in binationalen Familien“. In: Familiendynamik, Jg.26, Heft 1 / S. 4-21.
- Benz, W.** (1994). Deutsch-Jüdisches Exil: das Ende der Assimilation? Berlin: Metropol Verlag.
- Bock, M.** (1992). Das halbstrukturierte leitfadenorientierte Tiefeninterview. S. 91-107.
- Boszormenyi-Nagy, I./Spark, G.M.** (1995). Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Broder, H. M.** (1992). Artikel „Leiden an Deutschland“. In: Spiegel Spezial, Nr.2 / S. 18-29. Hamburg: Spiegel-Verlag.
- Bruns, D.** (1990). Argentinien. Leer: Mundo-Verlag.
- Cherlin, A./Celebusky, C.** (1983). „Are Jewish Families Different? Some Evidence from the General Social Survey“. In: Journal of Marriage and the Family, Vol. 45, Nr. 4.
- Cierpka, M.** (1996). Handbuch der Familiendiagnostik. Springer Verlag.
- Devereux, G.** (1967). Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München: Carl Hanser Verlag.
- Girtler, R.** (1974). Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit. Wien, Köln, Graz: Böhlau Verlag.

Greverus, I. M. (1979). Artikel „Heimat: Die Konstruktion eines Lebensgefühl“. In: Psychologie Heute, Jg.24, Heft 9 / S. 28-35. Weinheim: Beltz Verlag.

Grinberg, L./Grinberg, R. (1990). Psychoanalyse der Migration und des Exils. München, Wien: Verlag Internationale Psychoanalyse.

Hilgers, M. (1999). Das Ungeheure in der Kultur. Psychoanalytische Aufschlüsse zum Alltagsleben. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Hopf, C. (1991). Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: Flick, U. u.a. Handbuch Qualitative Sozialforschung. S. 177-182. München: Psychologie Verlags Union.

Jaeggi, E./Faas, A. (1993). „Denkverbote gibt es nicht!“. In: Psychologie und Gesellschaftskritik, Heft 3/93, S. 141-162. Frankfurt/Main: Mabuse-Verlag.

Keupp, H. (1988). Artikel „Auf den Weg der Patchworkidentität?“. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Jg.20, Heft 4 / S. 425-438.

Keupp, H. (1994). Zugänge zum Subjekt: Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie. S. 275-294. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Keupp, H./Höfer, R. (1997). Identitätsarbeit heute. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Keupp, H. (1999). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

Lamnek, S. (1995). Qualitative Sozialforschung / Bd.2 – Methoden und Techniken. Weinheim: Beltz Verlag.

Levin E. (1991). Historias de una emigración (1933-1939) – Alemanes judíos en la Argentina. Buenos Aires: Manrique Zago Ediciones.

Mayring, P. (1996). Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz Verlag.

Mecheril, P./Bales, S. (1994). Artikel „Über Zusammenhänge zwischen multikultureller und postmoderner Identität“. In: Systeme, Jg.8, Heft 2 / S. 37-54.

Mitzscherlich, B. (1995). „Heimat ist etwas, was ich mache“ – Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozeß von Beheimatung. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

Mitzscherlich, B. (1997). Artikel „Heimat: Die Konstruktion eines Lebensgefühls“. In: Psychologie Heute, Jg.24, Heft 9 / S. 28-35. Weinheim: Beltz Verlag.

Václav Havel (1997). Artikel „Heimat verbindet“. In: Psychologie Heute, Jg.24, Heft 9 / S. 32. Weinheim: Beltz Verlag.

Prinzbach, C. (2001). Artikel „Amnesie – Flucht ins Vergessen“. In: Biss, Heft 1/01. München: Biss e.V.

Rosenthal, G. (1995). Erlebte und erzählte Lebensgeschichte – Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.

Sábato, E. (1986). Artikel „Abstieg in die Hölle“. In: Merian/Argentinien, Jg.39, Heft 12/86. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag.

Schlippe, A./Schweitzer, J. (1997). Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Schneewind, K. (1991). Familienpsychologie. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

Schoeps, H.-J. (1992). Artikel „Juden und Deutsche – Deutsche und nichts anderes“. In: Spiegel Spezial, Nr.2. Hamburg Spiegel-Verlag.

Schwarcz, A. (1995). Trotz allem... Die deutschsprachigen Juden in Argentinien. Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag.

Stierlin, H. (1978/1982). Delegation und Familie. Frankfurt: Suhrkamp.

Strauss, A. & Corbin, J. (1996). Grounded Theory – Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz Verlag.

Treiber, D. (1998). Lech Lecha – Jüdische Identität der zweiten und dritten Generation im heutigen Deutschland. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, G (Hrsg.)

ANHANG

BIOGRAPHISCHE DATEN

Name:

Geburtsjahr/ -ort:

Ausbildung, Beruf:

Verheiratet Geschieden Ledig

Kinder:

In Deutschland seit:

Paß oder Pässe?

Eltern

Name, Geburtsjahr/ -ort, Beruf,

Zeitpunkt der Auswanderung und Emigrationsziel, deutschen Paß behalten?

.....
.....
.....

Geschwister

Name, Geburtsjahr/ -ort:

.....
.....
.....
.....

Welche Sprache(n) wurde(n) in der Herkunftsfamilie gesprochen?

.....

INTERVIEWLEITFADEN

Einstiegsfrage:

- Ich bin interessiert an Deiner Lebensgeschichte:
an Deiner Zeit (Kindheit, Jugend) in Argentinien,
an Deine Entscheidung nach Deutschland zu kommen und
wie es ist für Dich hier zu leben.

Nachfrageteil – Themenbereiche

- Reaktion der Eltern auf Deine Entscheidung nach Deutschland „zurück“-
zugehen.
- Atmosphäre in der Herkunftsfamilie
- Inwiefern glaubst Du, daß Deine Familiengeschichte Dich beeinflusst hat
bei Deiner Entscheidung nach Deutschland zu gehen?
- Wie ist Dein Verhältnis zu Israel?
- Was bedeutet „Heimat“ für Dich?
- Jüdisches Leben in der Herkunftsfamilie / jetzt? Mitglied in einer jüdischen
Gemeinde?
- Fühlst Du Dich heute von Antisemitismus persönlich bedroht?
- Bedeutung des Jüdischseins? Z.B.: Stolz? Gleichgültig?
- Wenn ich Stichworte sage wie: deutsche / argentinische / jüdische Identität.
Wie würdest Du Deine Identität in wenigen Worten definieren?

Bilanzfrage:

- Was siehst Du heute positiv oder negativ an deiner dreifachen Herkunft /
Identität?

Danke!!!

Nach Abschluß dieser Arbeit möchte ich mich ganz besonders bedanken bei:

*Meinen **InterviewpartnerInnen**, die mir ihr Vertrauen schenkten und mir mit großer Offenheit Einblick in ihre Lebensgeschichte gewährten.*

***Heiner Keupp**, der mir immer wieder – auch mitten im Prüfungsstreß – Mut zusprach und mich durch seine liebevolle Betreuung in dieser anstrengenden Zeit begleitete.*

*Auch der **DiplomandInnengruppe** möchte ich für ihre wertvollen Anregungen danken.*

***Alfredo Schwarcz**, der mich durch seine wertvolle Forschungsarbeit über die Generation unserer Eltern - ohne es zu wissen - dazu motivierte, diese Arbeit zu schreiben.*

***Michi Karnbaum**, meinem Ehemann, der mich durch seine liebevolle und uneingeschränkte Unterstützung über all die Jahre hinweg immer geduldig begleitete ,angefangen von der ersten Statistiklausur bis hin zur jetzt vollendeten Diplomarbeit.*

Ein besonderer Dank gilt auch all jenen, die mich in dieser wichtigen, intensiven, manchmal auch schwierigen Zeit ertragen haben, für mich da waren und mir vielfältige Unterstützung und Ermutigung gaben:

***Margarita und Lydia**, die mir halfen, meinen Alltag „plus Diplomarbeit“ in den Griff zu bekommen.*

***Monika, Andi und Richardis** für das mühevollen Korrekturlesen und ihre stets kritischen Anmerkungen.*

***Volker, Uli und Claudia** für das Photo und das Erstellen des schönen Deckblattes.*

Ursel und **Annette** für den regen Gedankenaustausch.

Anita und **Karin**, die mir zeitweise ihre Wohnung zu Verfügung stellten, damit ich dort ungestört für ein paar Stunden arbeiten konnte.

Jutta, die mich über einen längeren Zeitraum auf der Reise in meine Lebens- und Familiengeschichte begleitete.

Mein innigster Dank gilt an dieser Stelle **meinen Eltern**, denn, obwohl die Emigration aus ihrem Heimatland in ihren jungen Jahren nicht spurlos an ihnen vorüberging, haben sie mir und meiner Schwester **Mónica** stets ein unbeschwertes Leben bereitet und uns die Möglichkeit gegeben, uns (fast) immer frei entscheiden zu können.

Nicht zuletzt denke ich an meine verstorbenen **Großeltern**, die trotz der damaligen Bedrohung den Mut und die Weitsicht aufbrachten, „rechtzeitig“ die richtige Entscheidung zu treffen, denn letztendlich verdanke ich ja auch ihnen mein Dasein.

⇒ *Tretzel, Annette*

Wege zum „rechten“ Leben.

Selbst- und Weltdeutungen in Lebenshilferatgebern

Bd. 1, 1993, 209 S., ISBN 3-89085-662-4, 19,43 €

⇒ *Kahlenberg, Eva*

Die Zeit allein heilt keine Wunden.

Der Einfluß sozialer Unterstützung auf den Prozeß der Trennungsbewältigung bei Frauen

Bd. 2, 1993, 246 S., ISBN 3-89085-679-9, 19,43 €

⇒ *Seitz, Rita*

Mein Bauch gehört mir?

Schwangerschaftsabbruch als Möglichkeit weiblicher Autonomie

Bd. 3, 1993, 174 S., ISBN 3-89085-484-2, 19,43 €

⇒ *Atabay, Ilhami*

Ist das mein Land?

Die Identitätsentwicklung türkischer Migrantenkinder und -jugendlicher in der Bundesrepublik

Bd. 4, 2. Aufl. 2001, 108 S., ISBN 3-89085-816-3, 14,80 €

⇒ *Büchner, Britta R.*

Rechte Frauen, Frauenrechte und Klischees der Normalität.

Gespräche mit „Republikanerinnen“

Bd. 5, 1995, 194 S., ISBN 3-89085-886-4, 24,45 €

⇒ *Weber, Klaus*

„Was ein rechter Mann ist ...“.

Subjektive Konstruktionen rechter Männer

Bd. 6, 1997, 160 S., ISBN 3-8255-0083-7, 20,35 € (vergriffen)

⇒ *Treiber, Diana*

„Lech Lecha“.

Jüdische Identität der zweiten und dritten Generation im heutigen Deutschland

Bd. 7, 1998, 152 + IV S., ISBN 3-8255-0096-9, 20,35 €

⇒ *Kraus, Wolfgang*

Das erzählte Selbst.

Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne

Bd. 8, 2. Aufl. 2000, 264 + XIII S., ISBN 3-8255-0121-3, 24,54 €

⇒ *Mitzscherlich, Beate*

„Heimat ist etwas, was ich mache“.

Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozeß von Beheimatung.

Bd. 9, 2. Aufl. 2000, 252 S., ISBN 3-8522-0127-2, 25,46 €

⇒ *Teuber, Kristin*

„Ich blute, also bin ich“.

Eine sozialpsychologische Analyse des Hautritzens bei Mädchen und jungen Frauen.

Bd. 10, 3. Aufl. 2000, 176 S., ISBN 3-8255-0090-X, 20,35 €

⇒ *Kiss, Kathrin*

Abschied und Neubeginn.

Die Funktion christlicher Schwellenrituale aus psychologischer Sicht

Bd. 11, 1998, 270 S., ISBN 3-8255-0223-6, 24,95 €

⇒ *Holzer, Alexandra*

“Anders als normal.”

Illegale Drogen als Medium der biographischen und psychosozialen Entwicklung junger Frauen

Bd. 12, 2001, 300 S., ISBN 3-8255-0357-7, 25,80 €

⇒ *Zuehlke, Ramona*

Nichts an mir ist anders, eigentlich ...

Becoming-out – Die Verwirklichung lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte im postmodernen Spannungsfeld von

Individuum, Subkultur und Gesellschaft

Bd. 13, 2004, 316 S., ISBN 3-8255-0487-5, 24,90 €